



Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 15. Februar 1902 * Nr. 20.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

**Zur Amerika-
reise des Prinzen
Heinrich
von Preußen.**

Angesichts der nunmehr nahe bevorstehenden An-
kunft des Bruders
und Vertreters
unserer Kaisers auf
nordamerikani-
schem Boden, wo
ihm nach allen
Meldungen ein
sehr freundlicher
Empfang zuge-
sichert ist, bringen
wir heute das
Bildnis der Miß
Alice Roosevelt,
der anmutigen
Tochter des
Präsidenten, die
den Taufakt beim
Stapellauf der
neuen Kaiserjacht
vollziehen wird,
in dem Kostüm,
das sie bei diesem
Festakt tragen
wird.

* * *

**Das neue Heim
des Prinzen
Adalbert in
Kiel.**

Für den
dritten Sohn un-
serer Kaiserpaars,
den Prinzen Adal-
bert, der zur Zeit
an Bord des Schul-
schiffs „Charlotte“
als Seekadett im
Mittelmeer kreuzt,
ist ein eigenes
Haus in Kiel her-
gerichtet, das er
nach seiner Rück-
kehr im Frühjahr
beziehen wird. Die
an der herrlichen
Buchen-Allée von
Düsterbrook ge-
legene Villa, früher
im Besitz des Rie-
ler Aeders, Geh.
Mat Sartori, ist
jetzt durch einen
Anbau erweitert
worden, gewährt
aber nach wie vor



Miß Alice Roosevelt, die älteste Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten v. Nordamerika.

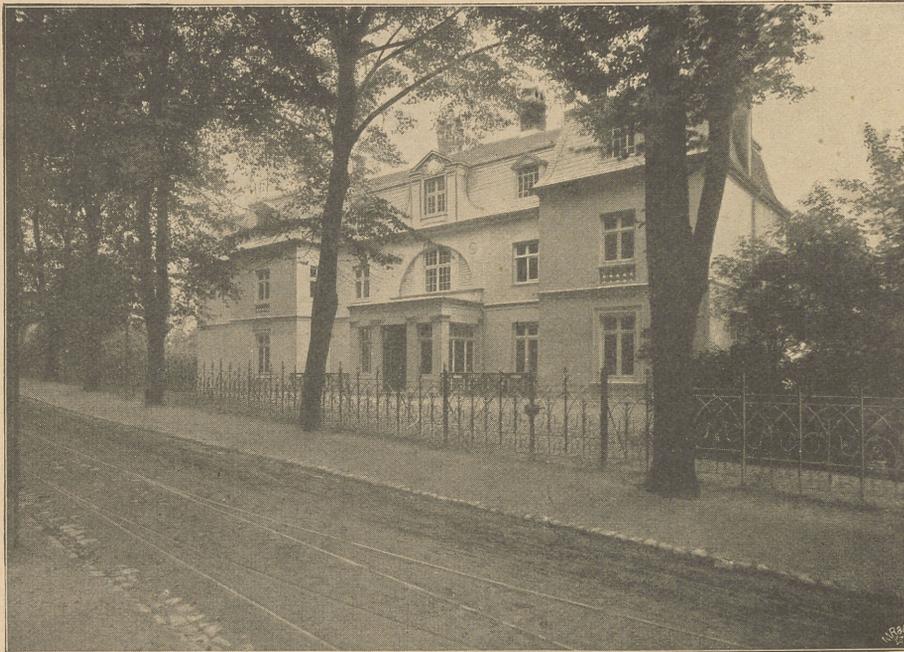
Copyright by Frances B. Johnston.

einen schlichten,
prunklosen Ein-
druck.

* * *

**Zum Tode des
Hauptmanns
Bartsch v. Sigsfeld.**

Die Sache
der deutschen Aë-
ronautik, insbe-
sondere die der
Militärluftschiff-
fahrt, hat einen
schweren Schlag
erhalten durch den
plötzlichen Tod des
um sie so hoch-
verdienten Haupt-
manns Bartsch v.
Sigsfeld, der am
1. Februar bei
einer Ballon-
fahrt verun-
glückt ist. Ueber
die Todesfahrt des
ebenso kühnen wie
besonnenen und
erfahrenen Luft-
schiffers, der schon
86 Mal aufgestie-
gen war und dar-
unter manche ge-
fahrvolle Lustreise
glücklich ausge-
führt hatte, z. B.
eine sechsstündige
Fahrt von Berlin
nach den Karpa-
then im Jahr 1899,
sind folgende Ein-
zelheiten bekannt
geworden: Die
Fahrt, die am Vor-
mittag des 1. Fe-
bruar von Berlin
aus angetreten
wurde, galt wissen-
schaftlichen
Zwecken, speziell
Beobachtungen der
Luftelektrizität.
Es nahm daran
außer Herrn von
Sigsfeld, der den
Ballon führte, nur
noch ein zweiter
Herr, Dr. Linke,
Assistent am kgl.
Meteorologischen
Observatorium
in Potsdam, teil.
Die Luftschiffer



Die für Prinz Adalbert von Preußen hergerichtete Villa in Kiel. Aufnahme von A. Renard, Kiel.

gedachten eine Höhenfahrt vorzunehmen, und hatten sich daher u. a. auch mit Sauerstoff zur Atmung in höheren Regionen versehen. Der Aufstieg ging bei ziemlich bewegter Luft vor sich; immerhin war die Windstärke hier nicht im entferntesten so groß wie sie sich weiterhin, namentlich zum Schluß der Fahrt, in der Nähe der belgischen Küste erwies und unglücklicher Weise den kühnen Luftschiffern zum Verhängnis werden sollte. Diese hatten, wenn zwar auch eine rasend schnelle, so doch glatte Fahrt über den Wolken hin gehabt, die ihnen den Ausblick auf die Erde unmöglich machten. Auf Grund ihrer Orientierungsmittel stellten die Luftschiffer nach etwa 5 stündiger Reise fest, daß sie in der Nähe von Antwerpen sein müßten und schritten wegen der Nähe des Meeres zum Abstieg. Das Landen machte aber ungeheure Schwierigkeiten. Der schon starken

Gasverlust aufweisende Ballon wurde vom Sturm niedergedrückt, so daß er gefährlich dicht über der Erdoberfläche mit rasender Geschwindigkeit hintrieb, obwohl die beiden Insassen den Ballast mit vollen Armen auswarfen. Hauptmann v. Sigfeld, der wie gesagt, der besonnenste und tüchtigste Ballonführer unseres ganzen Luftschiffer-Bataillons war und nach dem Zeugnis seines geretteten Begleiters bis in die letzte Minute trotz der furchtbaren Gefahr mit bewundernswertem Kaltblut und höchster Energie Alles that, was die aeronautische Technik in solcher Lage gebietet, kämpfte, soweit Menschenkunst es vermag, gegen das tobende Element an und es wäre ihm aller Boraussicht nach schließlich auch gelungen, den Ballon, wenn natürlich auch nicht glatt, so doch glücklich zu landen, wenn nicht ein unseliger Zufall es anders gefügt hätte. Der Ballon setzte

nämlich fortwährend in wuchtigen Stößen mit dem Korb auf den Erdboden auf, sodaß es den beiden Insassen in dem schräg liegenden Korbe die größten Schwierigkeiten bereitete, sich noch an den Stricken des Korbes festzuhalten. Bei einem solchen Anprall verlor Dr. Linke infolge einer Verrenkung des Arms den Halt und stürzte, zu seinem Glück, aus dem Korbe, der über ihn hinweggeschleift wurde. Er kam aber trotzdem mit ungefährlichen Verletzungen davon. Als er aber, nach einer kurzen Ohnmacht, mühsam zu dem inzwischen ganz vorschrittmäßig von den aus der Umgegend herbeigekehrten Landleuten niedergehalten und gehaltenen Ballon hingelaufen war, fand er dessen heldenhaften Führer nur noch als Leiche vor. Ein weiterer Ballonstoß hatte offenbar Herrn von Sigfeld aus dem Korb geschleudert, in dessen Stricken er sich mit dem Fuß verfang, so daß er sich den Kopf am Erdboden zerquetschte. So hatte der kühne Aeronaut ein schreckliches Ende gefunden. Mit ihm ist der Stolz und die Hoffnung der gerade jetzt so frisch aufstrebenden deutschen Militär-Luftschifferei dahingegangen, in deren Annalen er sich für immer eingezeichnet hat durch die im Jahre 1892 erfolgte Erfindung des

Drachenballons, die eine höchst wertvolle Bereicherung der modernen Kriegsmittel bedeutet, da diese Art des Fesselballons infolge Vermeidung der für den Beobachter so störenden Schwankungen und leichter Erreichung der gewünschten Höhe

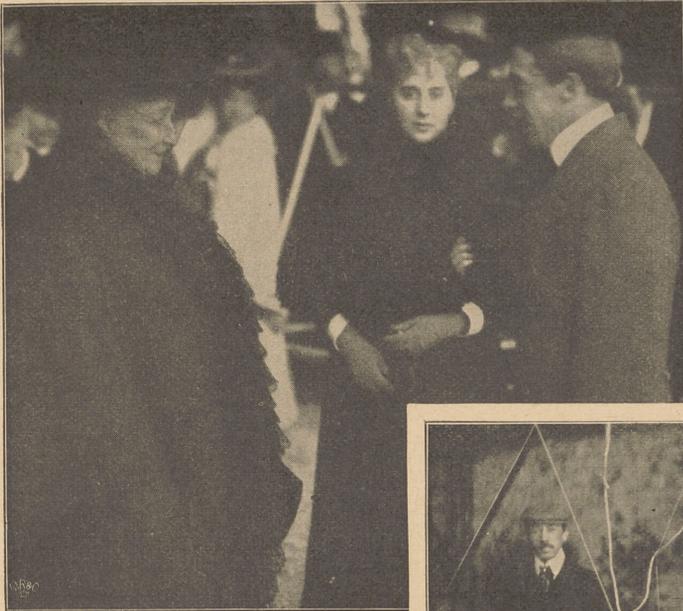


Hptm. Bartsch v. Sigfeld, bei einer Ballonfahrt tödtlich verunglückt.



Der Militär-Drachenballon, die Erfindung des Hptm. v. Sigfeld. Aufnahme v. Zander & Labisch, Berlin

unvergleichliche Vorteile gegenüber dem Kugelfesselballon darbietet. Aber das Verdienst Hauptmann v. Sigfelds beschränkt sich nicht bloß hierauf. Er war 1897 auch mit den Versuchen mit drahtloser Telegraphie betraut worden, die auf Befehl des Kaisers



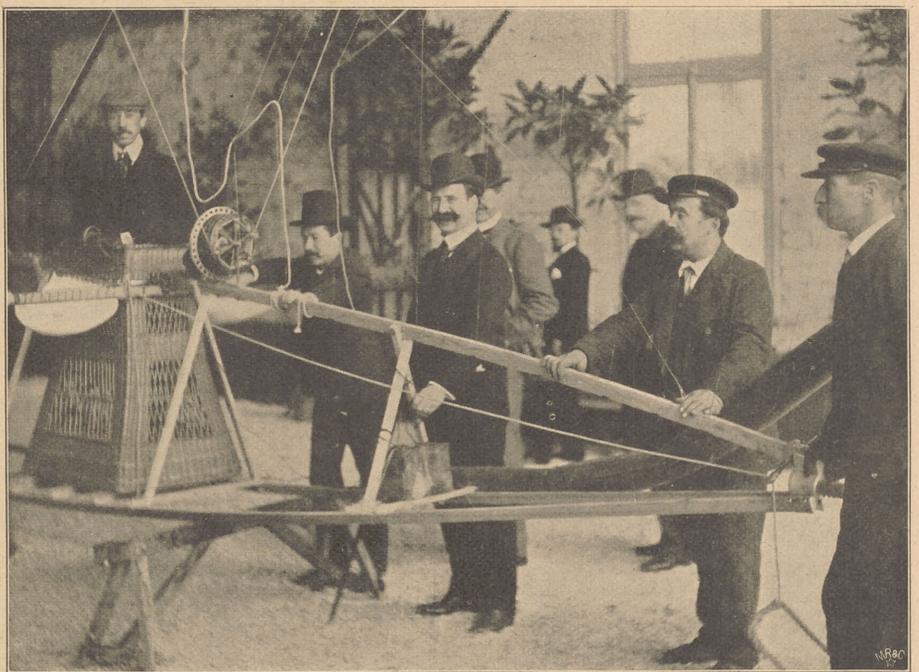
Kaiserin Eugenie von Frankreich mit ihrer Ehrendame bei Mr. Dumont.

bei der damaligen Luftschiffer-Abteilung (jetzt Bataillon) vorgenommen wurden, und es ist seinen fleißigen Studien und unablässigen Versuchen gelungen, ganz überraschende Resultate auch auf diesem Gebiete zu erzielen. Aber nicht allein auf militärischem Gebiete war Hauptmann v. Sigefeld so eine verdiente Persönlichkeit, sondern er genoß auch in der aeronautischen, meteorologischen und physikalischen Wissenschaft den Ruf einer Autorität, deren Meinung und Rat oft eingeholt und stets geschätzt worden ist. Hauptmann v. Sigefeld war im Jahre 1861 geboren worden und von Haus aus Ingenieur. Der Armee gehörte er ursprünglich nur als Reserveoffizier des II. Garde-Mlanen-Regiments an. Aus begüterter Familie stammend, hat v. Sigefeld den größten Teil seines Vermögens darauf verwendet, die Probleme,

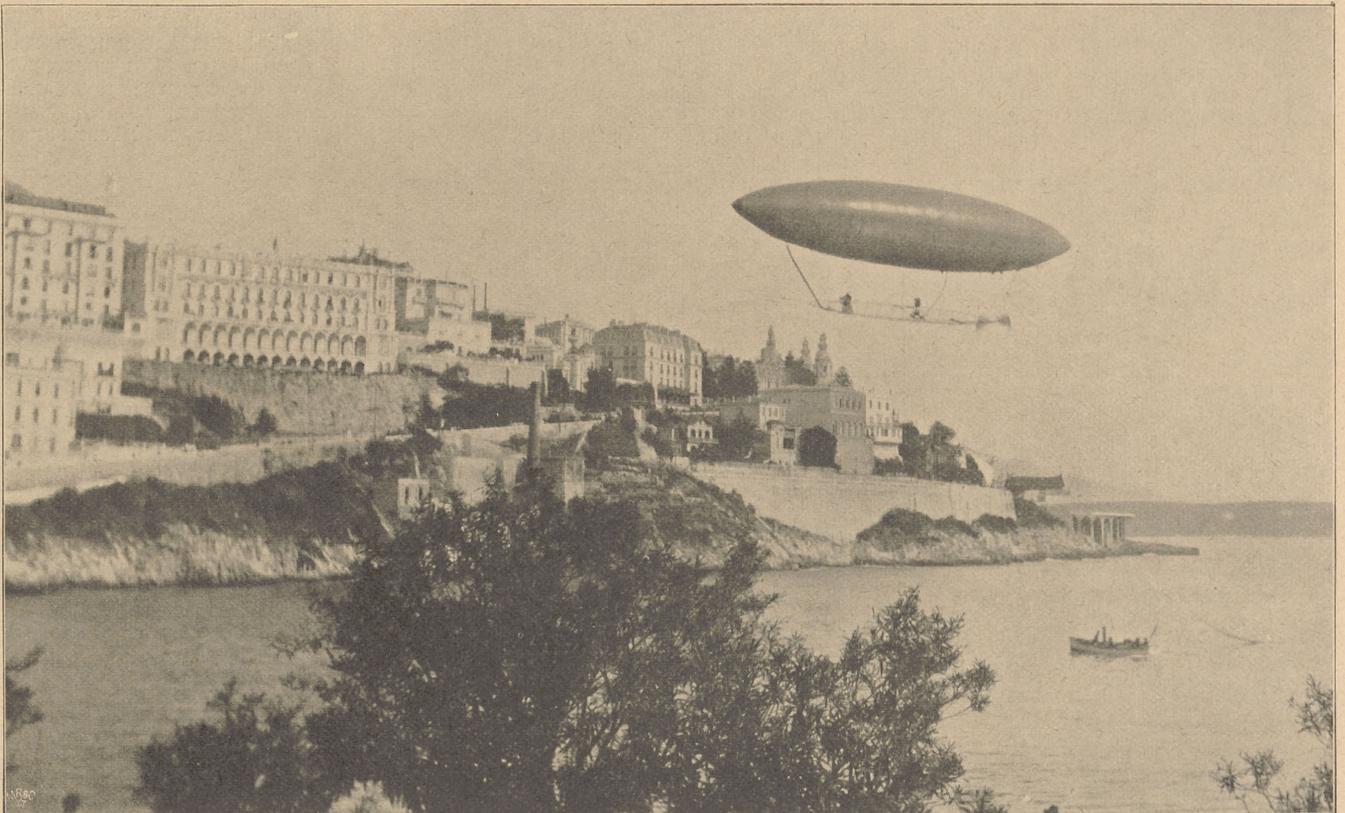
die in der Aeronautik ihrer Lösung noch harren, zu verwirklichen. Gleich vielen anderen Männern, die mit der Luftschiffahrt sich praktisch und wissenschaftlich beschäftigt, erblickte auch er die Zukunft der Aeronautik in der Flugtechnik. So verwandte er denn bedeutende Summen und vielen

Fleiß auf die Konstruktion einer Flugmaschine. Dieses Ziel zu erreichen, blieb Herrn v. Sigefeld zwar versagt. Aber ein bedeutames Ergebnis hatten jene Arbeiten doch gezeitigt, nämlich den schon erwähnten Drachenballon, der nach ihm benannt worden und nun seinen Namen auch noch nach seinem vorzeitigen Tod hinaus in Ehren erhalten wird.

Zu den neuesten Flugversuchen Santos Dumonts. Der französische Aeronaut Santos Dumont, der mit seinem lenkbaren Luftschiff, wie bekannt, in Paris den Eiffelturm umsegelt hat, macht jetzt in Monte Carlo neue Versuche, die auf nichts weniger abzielen, als das Mittelländische Meer mit seinem Fahrzeug zu überfliegen

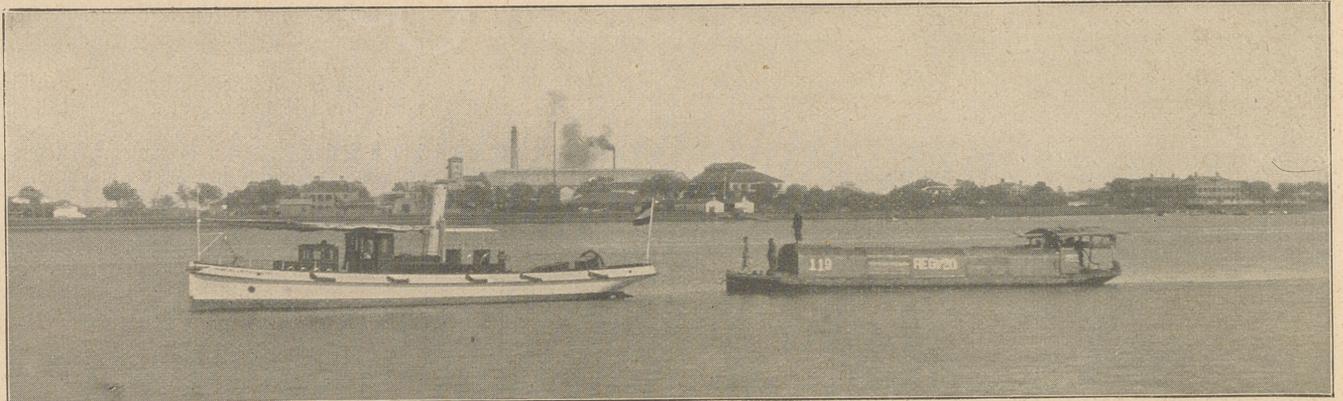


Mr. Santos-Dumont im Korb seines Ballons.



Der Ballon umsegelt das Cap von Monaco.

Zu den neuesten Flugversuchen des französischen Aeronauten Santos-Dumont mit seinem lenkbaren Luftschiff. Aufnahmen von D. Barca, Paris.



Barkasse „Tsingtau“ mit Chinesischem Leichter am Tau.

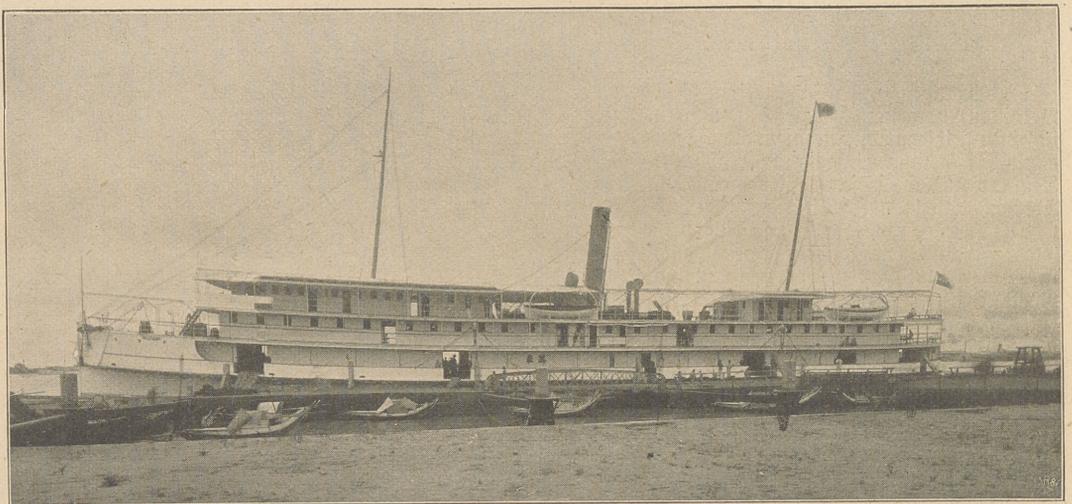
Unsere eine Aufnahme zeigt den kühnen Luftschiffer in seinem Ballon, wie er den Felsenvorsprung von Monaco umschiff.

Die Schifffahrt der Hamburg-Amerika-Linie in Ostasien. Die letzten

Jahre sahen in den ost-asiatischen Häfen einen immer schärferen Wettbewerb der europäischen Nationen in Handel und Schifffahrt entstehen, und als die Kämpfe des Jahres 1900 eine neue Gestaltung der Wirtschafts- und Machtverhältnisse im fernen Osten brachten, da wurde es den Vertretern der deutschen Interessen klar, daß ein rasches Zufassen, insbesondere in der Küstenschifffahrt, dringend geboten sei für jede Nation, die sich ihren Anteil an den neuen Chancen im Handel sichern wollte. Mit raschem Entschluß richtete die Hamburg-Amerika-Linie daher sofort in Hongkong ein kaufmännisches Kontor ein. In Shanghai wurde ebenfalls eine Filiale begründet, dazu ein technisches Bureau der Gesellschaft mit drei Inspektoren besetzt. In Gemeinschaft mit den angesehensten deutschen Firmen in Shanghai erwarb die Hamburg-Amerika-Linie ferner dort ein großes, sehr geeignetes

Terrain für eine eigene deutsche Kaianlage. Von Shanghai aus betreibt nun die Hamburg-Amerika-Linie die deutsche Postlinie nach Tsingtau, die sie von der Firma Diederichsen, Jepsen & Co. erworben hat und in erweitertem Maßstabe betreibt. Der

aus über Tsingtau weiter nach Tschifu, Tatu und Tientfin. Den Hafen- und Schlepperdienst für die Gesellschaft in Shanghai und Tsingtau verrichten die beiden für die Linie in Shanghai neu erbauten Barkassen, von denen wir gleichfalls eine Abbildung geben.



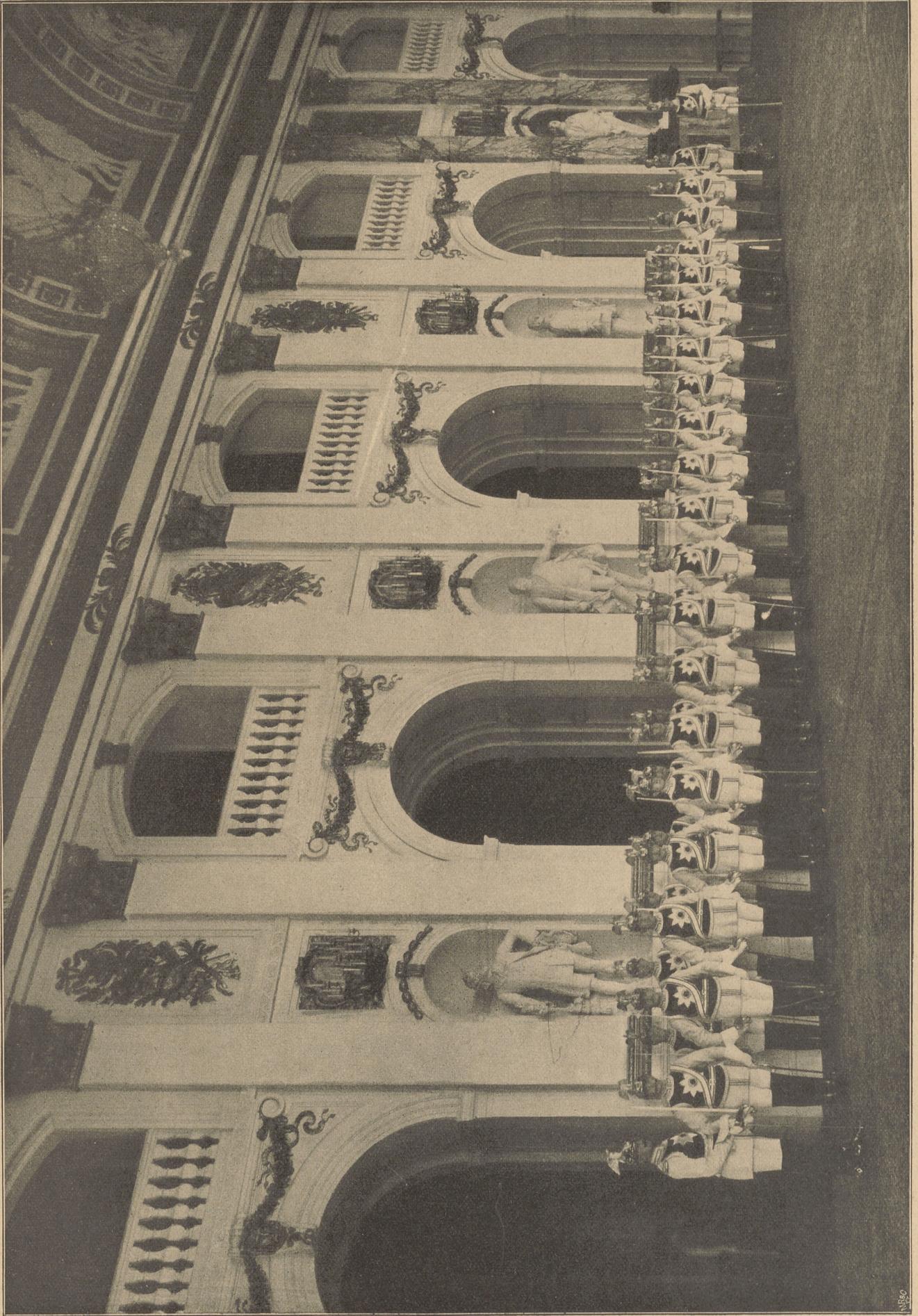
Flußdampfer „Sui-tai“.

Postdampfer „Gouverneur Jaeschke“, von dem wir eine Abbildung geben, fährt jeden Sonntag von Shanghai nach Tsingtau, jeden Mittwoch zurück. Drei andere Dampfer, von denen der größte den Namen „Tsingtau“ führt, fahren von Shanghai

Die beiden eigenartigen Dampfer „Sui-Tai“ und „Sui-An“, die in ihren hohen Aufbauten am meisten an die Brunndampfer auf den großen Strömen Nord-Amerikas erinnern, sind speziell für die Yangtsefahrt mit geringem Tiefgang erbaut worden.

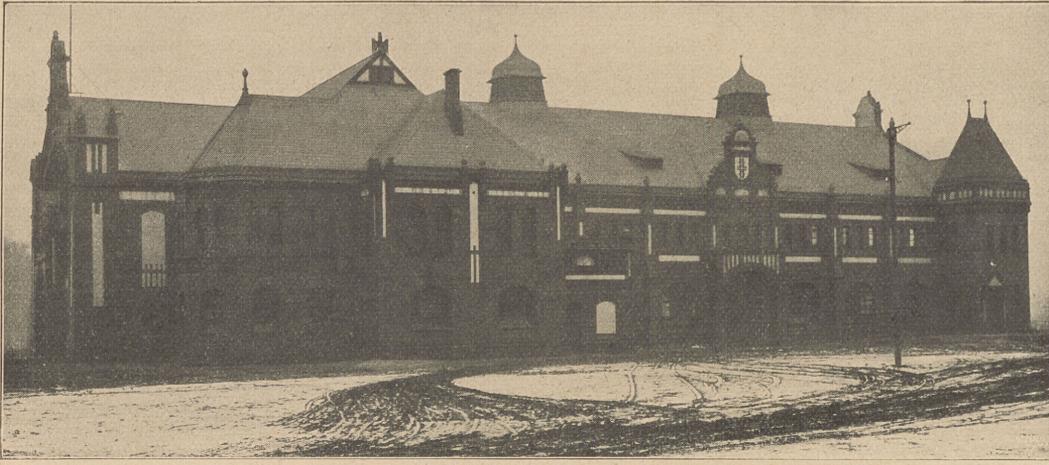


Reichspostdampfer „Gouverneur Jaeschke“ bei Shanghai im Strom verankert. Die Schifffahrt der Hamburg-Amerika-Linie in Ostasien.



Galaband bei einer Hoffestlichkeit im weissen Saale des Kgl. Schlosses zu Berlin.

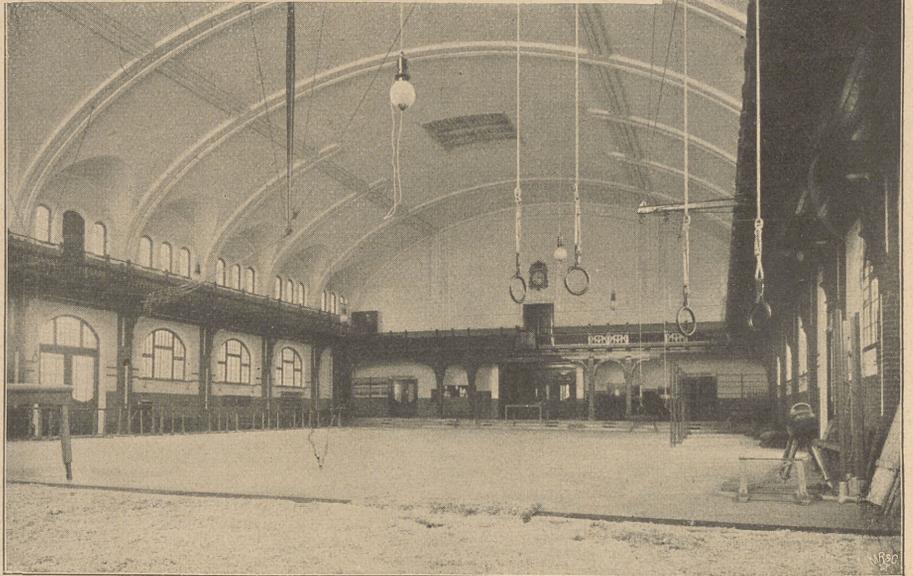
Nach einer Aufnahme der Photographen Sella & Kuntze, Potsdam.



Außenansicht der Turnhalle.

Die neue St. Pauli-Turnhalle in Hamburg. Der rühmlichst bekannte St. Pauli-Turnverein in Hamburg hat kürzlich sein neues Heim auf dem Heiligengeistfelde bezogen mit einer Feier, an der der Bürgermeister Dr. Mönckeberg mit zahlreichen sonstigen offiziellen Persönlichkeiten teilnahm. Der stattliche Bau sucht nicht nur als Privatturnhalle seinesgleichen, sondern muß überhaupt als eine muster-gültige Anstalt seiner Art bezeichnet werden.

Zwei Winterpensionäre in St. Andreasberg i. H. Alle Besucher der Bergstadt St. Andreasberg i. Harz kennen wohl auch „Mieke“, die zahme Hirschkuh, die dort schon seit vielen Jahren heimisch ist. In den Straßen der Stadt herumspazierend, bleibt sie vor jedem Hause, wo sie weiß, daß ihr eine Gabe zugebacht, stehen, klopft oft auch an das Fenster und geht nicht eher wieder weiter, bis sie irgend einen Leckerbissen erhalten hat. „Mieke“, welche in der Försterei Oderbrück mit der Flasche aufgezogen worden ist, weilt vorwiegend nur im Winter in Andreasberg. Sobald der Schnee geschmolzen, gewöhnlich an dem Tage, wo die Kühe zum erstenmal wieder auf die Weide getrieben werden, sucht sie ihre Erziehungsstätte Oderbrück, die ungefähr zwölf Kilometer von



Die neue Turnhalle zu St. Pauli in Hamburg: Innenansicht.

Andreasberg entfernt liegt, wieder auf, um den Sommer dort zuzubringen, wobei sie aber des öfteren auch längere Exkursionen in den umgebenden Forst macht. In diesem Sommer hat das ganz zahme Tier nun in der Nähe

Tiere daselbst als unzertrennliche Gefährten. Das junge Tier ist ebenso zahm wie seine Mutter. Interessant ist es mit anzusehen, wenn die Alte dem Kleinen Sprungunterricht erteilt. Sie springt zuerst und das Kleine muß nachspringen, während die Alte den Sprung beobachtet, oftmals das Junge wieder zurücktreibend, bis ihr der Sprung zusagt. Bei Tage durchwandern beide gemeinsam die Straßen, um von den freigebigen Andreasbergern, die alle große Stücke auf diese beiden Tiere halten, nunmehr doppelte Portionen in Empfang zu nehmen. Abends suchen sie dann wieder ihr warmes Nachtquartier auf, das sie sich auf dem Heuboden einer dortigen Besitzung selbst gewählt haben. Während die Alte für den Fall, daß sie eine Waldtour machen sollte, um sie vor der Kugel eines Jägers zu schützen, eine Kugel um den Hals trägt, hat man es noch nicht für nötig erachtet, das Junge damit zu versehen, da dieses bis jetzt noch nicht von der Seite seiner Mutter gewichen ist.



Zwei Winterpensionäre in St. Andreasberg im Harz.

Frauen = Daheim.

In einem Haus, wo die Liebe wohnt,
Können die Gäste sich's wohl sein lassen,

Wo man Herzen schätzt, heil hält und schont,
Mehr als kostbare Teller und Tassen.



In der Küche der Mutter-Anna-Schule in Dresden-Striesen.

Die Mutter-Anna-Schule zu Dresden.

(Mit 2 Abbildungen.)

Schrägüber dem Poschwißer Berggelände, auf dem linken Elbufer, liegt Striesen, die freundliche, gärtendurchzogene Vorstadt Dresdens. Dort steht auf einer der Hauptstraßen, der Tittmannstraße, ein geräumiges Haus, worin die Mutter-Anna-Schule, eine Haushaltungsschule für junge Mädchen aus gebildeten Familien, ihr Heim gefunden hat.

Die Mutter-Anna-Schule trägt ihren Namen zum ehrenden Andenken an die fromme „Mutter Anna“, die Gemahlin des sächsischen Kurfürsten „Vater August“, die als musterhafte Gattin, Mutter, Hausfrau und Landesmutter vorbildlich und volkstümlich geworden ist. Kein treffenderer Name konnte für die junge Anstalt gewählt werden; er schreibt gleichsam das Motto über die Thür des Hauses: Häuslichkeit, Bildung, Gottesfurcht.

Die Mutter-Anna-Schule ist ein Kind des neuen Jahrhunderts. Sie wurde Ostern 1900 vom „Sächsischen Landesverein für innere Mission“ eröffnet und hat bereits den Beweis geliefert, daß sie einem wirklichen Bedürfnis unserer Zeit entspricht und ein willkommener Faktor im Bildungsgange unserer Töchter ist.

Die Schule will das solide Fundament der häuslichen Erziehung legen von dem Grundsatz ausgehend, daß häusliche Erziehung der unerläßliche Grundstein aller weiblichen Erziehung überhaupt ist. Der geistreichsten und gebildetsten Frau hat es bis jetzt nur zur Ehre gereicht, wenn sie zugleich auch eine tüchtige Hausfrau war; und war sie's nicht, so hat man es vielleicht großmütig entschuldigt, aber nie lobend anerkannt. Auch unsere Neuzeit beweist gerade durch die Gründung von Haushaltungsschulen, daß sie nicht gewillt ist, den uralten Grundstein der weiblichen Erziehung beiseite zu schieben. Der Wunsch nach einer geordneten Häuslichkeit ist bei den meisten Frauen und wohl auch bei den meisten Männern stark ausgeprägt. Darum wird es sich eine tüchtige Mutter stets aneignen sein lassen, ihrer Tochter eine gute praktische Ausbildung mitzugeben. Wenn es auch der Idealgebante bleibt, daß die Mutter selbst diese Ausbildung leitet, so liegen die Verhältnisse doch nicht immer so, daß diese mütterliche Schulung genügend durch-

föhrbar ist. Oft sind die Anforderungen des täglichen Lebens so groß, daß von einer praktischen „Erziehung“ der Töchter, d. h. von einer systematischen Schulung ihres häuslichen Sinnes und ihrer häuslichen Fertigkeiten gar keine Rede sein kann. Oft auch sind die Einrichtungen eines Privathausstandes nicht derart, daß sie sich zu musterergültigen Lehrobjekten eignen, ganz abgesehen von den Fällen, wo der Hausfrau das Lehrgeschick und den Haustöchtern die Lernbegierde abgeht.

Eine deutsche Stadt um die andere erkennt die Notwendigkeit der Haushaltungsschulen. Dresden hat sich mit der Gründung der Mutter-Anna-Schule den Musterbeispielen von Kassel, Berlin u. a. angeschlossen und würdig an die Seite gestellt.

Schon bei flüchtigem Besuche ahnt man die segensreichen Wirkungen, die ein Aufenthalt in dieser Anstalt haben muß. Die Räume und alle Einrichtungen tragen den Stempel musterhafter Ordnung, und überall zeigt sich das Bestreben, das Nützliche mit dem Einfachen, Behaglichen und Geschmackvollen zu verbinden.

Im ersten Stock befinden sich die amtlichen Zimmer, das geräumige Speisezimmer, mit Bildern von König und Königin und einer Statuette der Mutter Anna geschmückt. An diesen Raum schließt sich das Lehrzimmer an, wo die wissenschaftlichen Stunden erteilt werden. Bibelfunde und Kirchengeschichte,

deutsche Sprache und Litteratur, Länder- und Völkertunde, Kunstgeschichte, Gesundheits- und Ernährungslehre, Haushaltungskunde, Haushaltungsrechnen, häusliche Buchführung und Chorgesang. Jede Schülerin hat ihr Pult und ein eigenes Fach in einem Wand-schrank. Im zweiten Stock ist das Hand-arbeitszimmer. Mit überzogenen sauberen Leinwandärmeln und Schürzen sitzen die jungen Mädchen eifrig bei ihrer Arbeit. Unter der Führung einer sehr geschickten Handarbeitslehrerin lernen und üben sie Hand- und Maschinennähen, das Zuschneiden und Zeichnen der Wäsche, sowie das für eine Hausfrau so besonders wichtige Ausbessern. Im Erdgeschoß befindet sich die große Küche. Während im Handarbeitszimmer eine Abteilung junger Mädchen sich still mit Nadel und Schere beschäftigt, hantiert eine zweite Abteilung, mit sauberen Küchenschürzen an-

gehan, geschäftig mit Töpfen, Messern, Gabeln und Löffeln in der Küche umher, geleitet von einer umsichtigen Wirtschaftislehrerin. Auf dem großen Herde in der Mitte brodeln lustig die Gerichte, auf einem der großen Rükchentische wird allerlei Speise vorbereitet, und an einer schwarzen Wandtafel stehen der Küchenszettel, allerlei Berechnungen und die Verteilung der Küchenarbeit. Alles ist überlegt und organisiert. Jedes junge Mädchen hat wechselnde bestimmte Aufgaben, so daß sie das Gesamtfeld der Küchenarbeit: Einkufen, Berechnen, Kochen, Braten, Baden, Einmachen, Aufbewahren, Anrichten, Zerlegen, Tischdecken, Behandeln des Geschirrs, des Feuers zc. gründlich und systematisch durcharbeitet. Im Sommer nehmen im regelmäßigen Wechsel je 2 Schülerinnen an der aller 14 Tage stattfindenden Hauswäsche teil, haben an zwei Vormittagen von 9 bis 1 Uhr einmal selbst die Hände im Wachsfaß und besorgen dann das Aufhängen, Legen, Rollen und Klätten.

Auf Gesundheit und Gesundheitspflege der jungen Schar wird streng gesehen. Der Gesundheit dienen auch die möglichst täglichen gemeinsamen Spaziergänge, das Zimmerturnen und die Anstandsübungen, die zugleich von gutem Einfluß auf die Manieren sind. Der Kursus der Mutter-Anna-Schule umfaßt ein Jahr.

Die Eigenart der Schule liegt in der Verbindung von bestem praktischen und bestem wissenschaftlichen Unterricht.

S. 3.

Gedicht zur silbernen Hochzeit der Eltern.

(Auch als Toast zu sprechen.)

Wir alle sind Kinder der Ewigkeit,
Und dennoch hienieden beherrscht von der Zeit.
Sie tritt mit dem Silberkranz heut' vor Euch hin
Und mahnt Euch an Eures Lebens Gewinn,
Erzählt von dem Silberglanz glücklicher Stunden,
Aus denen der Kranz und der Strauß gewunden.
Die wenigen trüben blieben zurück,
Zerkoben, vergessen, entchwunden dem Blick.
Und schaut Ihr noch einmal der Weg entlang,
Erfüllt Eure Herzen nur Freude und Dank.

Vier liebende Kinder sind heut' Euch verbunden,
Ein Entlehen gar hat sich auch eingefunden,
Stets reicher ward's um Euch, stets voller die Farben,
Nicht Blüten nur winkten, auch Früchte und Garben.

Und heute ruhn wir vom Werktag'sgetriebe,
Um feiernd zu danken für all' Eure Liebe,
Für all' Eure Sorge, die einst uns umhegt,
Nuch jetzt noch begleitet, auch jetzt noch trägt.
Dafür woll'n wir alle, ob groß, ob klein,
Das beste Stück unfres Herzens Euch weihn.
Und mit Euch trinken auf künftige Zeiten,
O, möchten auch sie Euch nur Segen bereiten
Und einst in einem noch schöneren Kranze
Sich spiegeln von goldigem Witterglanze!

Elisabeth von Frau.

Frauenwerb.

Die Putzmakerin. Wie oft habe ich voller Bewunderung den geschickten Händen unserer Wiener Putzmakerin zugehört, wie



Mutter-Anna-Schule in Dresden-Striesen.

sie mit einer Leichtigkeit, ja fast spielend, die reizendsten, duftigsten Gutgebilde entstehen lassen. Und wie oft, wenn ich ihre Rechnungen überflog, kam mir der Gedanke: Könntest du doch das selbst machen! Als dann später die Notwendigkeit einer Berufswahl an mich herantrat und so manches versucht und wieder verworfen wurde, entschloß ich mich auf Zureden zur Putzmacherei. Da nun gerade über diesen weiblichen Erwerbsszweig sehr viel Irrtümer verbreitet sind, so dürfte es vielleicht von einigem Nutzen sein, einige Aufklärungen darüber zu geben, schon um solchen, die sich diesem Fache widmen wollen, Enttäuschungen zu ersparen. Vor allem ist es notwendig, daß das junge Mädchen, das sich diesen Beruf erkoren, geschickte Hände, viel Geduld und guten Geschmack besitzt, denn es fühlen sich gerade hier viele berufen und doch bringen es nur wenige, trotz allem Fleiße, zu etwas. Die Lehrzeit, die am besten in einem guten Geschäft, wo man die erforderlichen Zuarbeiten ganz exakt ausführen lernt, absolviert wird, dauert gewöhnlich ein Jahr. Ist die Lernende geschickt, so wird ihr vor Ablauf desselben zuweilen ein Hut zum Modernisieren oder ein einfacher Dauerhut zum Garnierenlernen anvertraut, in feinen Geschäften jedoch unterbleibt dies ganz. Nach beendeter Lehrzeit findet sie als Zuarbeiterin mit einem monatlichen Gehalt von 15—30 M. Stellung und hat in der Saison täglich 10—12 Stunden, oft auch noch mehr, ja in manchen Geschäften besonders vor Festzeiten halbe Nächte hindurch angestrengt zu arbeiten. Will ihr die Direktrice wohl, so gibt sie ihr, um sich zu üben, ab und zu einen Kinderhut zu garnieren, zuweilen auch einen kleinen nk betreffs eines Arrangements. Manches junge Mädchen bringt es nicht weiter als zur Zuarbeiterin, die im Höchsthalle mit 50 M. bezahlt wird; die Geschickteren, die sich nach und nach im Garnieren vervollkommen, finden erst als zweite, später als erste Arbeiterin Beschäftigung. Als solche ist dann gewöhnlich ihre Stellung dauernd, während sie vorher meist nur 3—4 Monate währt, denen dann eine 6—8wöchentliche beschäftigungslose Pause folgt. Nach dem normalen Gang erreicht das junge Mädchen nach sechs bis acht Jahren die Stellung einer Direktrice, deren Gehalt sich in den feinsten Geschäften zuweilen bis auf 400 M. beläuft. Selbstverständlich erreichen nur wenige diese Gehaltsstufe, bei der es meist Bedingung ist, daß die Betreffende in Paris, Wien oder Brüssel gearbeitet hat. Zieht sie es vor, sich zu etablieren, so liegen die Verhältnisse in mancher Beziehung wohl günstiger, gleichwohl kann sie aber auch das in Ware angelegte Kapital, falls sie nicht genügend geschäftsfundig ist, mit einem Schlage verlieren. Alles in allem ist der Beruf der Putzmacherin ein dornenvoller und aufreibender, und der Verbrauch an Nervenkraft macht sich bei allen, die lange darin thätig, unangenehm fühlbar. Diesem Umstande mag wohl auch die wenig gute Behandlung, die die jungen Mädchen in Putzgeschäften oft erleiden müssen, zuzuschreiben sein. Was die Arbeitsräume betrifft, so stehen diese in der Großstadt sehr oft in direktem Widerspruch mit den einfachsten hygienischen Forderungen. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß in kleinem Räume, eng zusammengepfercht, 8—12 Personen von früh bis abends bei Licht arbeiten, deren bleiche, müde Gesichter deutlich die Folgen des Luftmangels zeigen. Dieser Faktor ist ein so

wichtiger, daß er bei der Wahl dieses Berufes, der wenig pekuniäre Vorteile bietet und für Töchter der gebildeten Stände keineswegs empfehlenswert ist, nicht außer acht gelassen werden sollte, da er öfters die Grundlage für die verschiedensten Leiden bildet. **Margarete.**

Toilette.

Weißer Überziehhacke zum Schutze der Gesellschaftskleider. Die hellen Gesellschaftskleider und seidnen Blusen sind bekanntlich äußerst empfindlich und verlieren sofort ihre Frische, wenn sie mit einem nicht ganz einwandfreien, sauberen Mantelfutter in Berührung kommen, und doch läßt sich dies schlecht vermeiden, weil man die Jackets und Mäntel auch öfters über dunkle Kleider anzieht. Da hilft eine Überziehhacke aus dünnem, weißen Battist aus aller Not, und

Mantelfutters ausgesetzt sind. Mit hübschen Spitzen oder Buntstickerei verziert, bildet solch eine Überziehhacke auch ein nettes und praktisches Geschenk für Damen, die viel in Gesellschaften gehen, und wird sicher überall Beifall finden. **M. S.**

Praktisches fürs Haus.

Ein Wort über unsere Lampendochte. Wohl viele Hausfrauen machen bei den jetzt so beliebten „Volksbrennern“ die Erfahrung, daß der Docht sehr rasch verbrennt und, wenn derselbe nicht bis ganz unten in den Petroleumbehälter reicht, das sonst so helle Licht unruhig und flackerig wird. — Um dies zu vermeiden, stricke man von weißer nicht zu dicker Baumwolle ein genau der Breite des Dochtes entsprechendes, ca. 10 cm langes Stück (ähnlich wie unsere Kinder die ersten Strumpfbänder stricken) und nähe dies, sobald der Docht ein bis zwei Finger breit vom Waffinboden hochgeschraubt wurde, unten fest. Durch diese so kleine Arbeit, welche von einem zum anderen Docht gebraucht werden kann, hat die Hausfrau außer der Freude über ein stets mildes, ruhiges Licht auch den Vorteil, daß sie ihren Docht viel länger benutzen kann als sonst. **S. D.**

Für die Küche.

Blitzkuchen. 1/2 Pfd. feingeseibter Vanillenzucker, drei ganze Eier und zwei Dotter werden eine halbe Stunde gerührt, dann kommt 1/2 Pfd. geseibtes Mehl, 1/2 Pfd. zerlassene Butter dazu, dies wird alles abermals 1/2 Std. gerührt, kommt dann auf ein gut mit Butter bestrichenes Blech, wird mit gestifteten Mandeln befreut, goldbraun gebacken und in viereckige Stücke geschnitten.

Fragen.

- 34) Kann mir eine Daheimleserin eine Firma angeben, welche ausgezupfte Wolle zu Teppichen verarbeitet?
- Eine Abonnentin vom Rhein.
- 35) Gibt es ein Haus oder eine Schule in Frankfurt a. M., wo eine tüchtige Köchin die feinste Küche erlernen könnte und alles, was zu einer solchen gehört, wie Platten garnieren u. s. w., um dann den höchsten Ansprüchen zu genügen?
- Fr. W. S. in N.
- 36) Kann mir eine der geehrten Leserinnen angeben, wie man das Frühstücksgebäck „Toast“ zubereitet, und zwar auf einem Sprungherd; einen englischen Kammerherd besitze ich nicht. Vielleicht gibt man mir auch an, welches Brot sich am besten dazu eignet!
- Fr. W. S. in N.

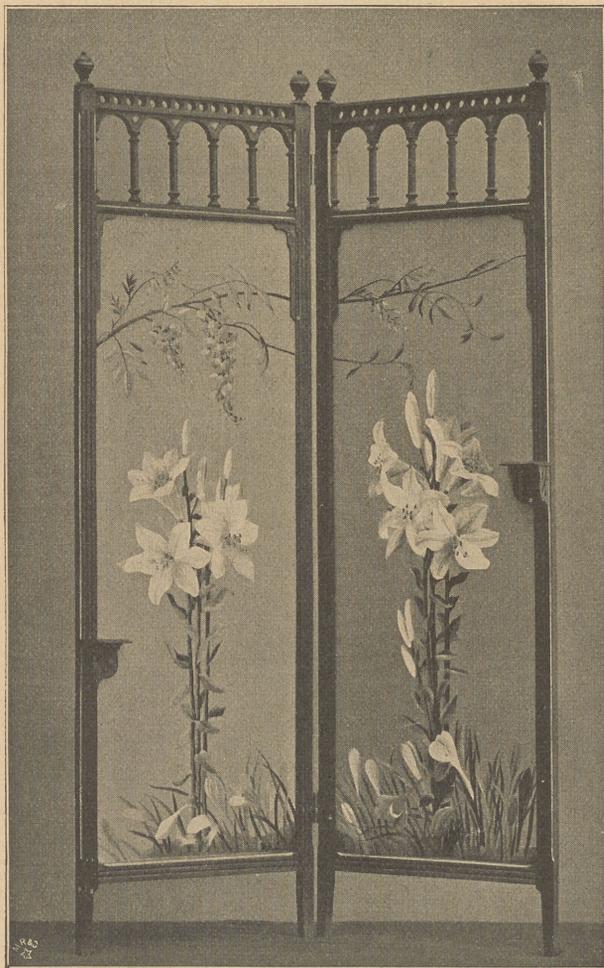
Auskunft.

- Fr. 22. (G. L.) Ich empfehle Ihnen, Ihren Sohn das Gärtnerfach erlernen zu lassen. Der Unterzeichnete hat etwas zurückgebliebene Knaben schon mehrfach mit Erfolg weitergebildet; der letzte war 4 1/2 Jahr bei mir. Mein Verstum ist 80 Morgen groß, 1/2 Bahnhunde von Hamburg entfernt und reizend gelegen. Zur weiteren Auskunft bin ich gern bereit!
- S. Michaelson, Besitzer der „Pomona“, Obstbaumplantagen und Rosenhainen in Ahrensburg bei Hamburg.
- Fr. 28. (Pfarrfrau im Harz.) Das neueste System der Waschmaschine 1901 der Firma Steinfiel in Laar bei Ahrensburg kann ich Ihnen wegen der so leichten Handienung und des wirklich vorzüglichen Ausfalls der Wäsche wegen nur auf das wärmste empfehlen.
- Fr. W. in P.

Redaktionspost.

A. G. S. in L. Wir machen Sie auf die Schülerwerkstätten für Kleinkunst aufmerksam, die vom Bildhauer Albert Reimann Ostern 1902 in Berlin SW., Ritterstraße 50, gegründet werden sollen. Etwas künstlerische Vorbildung ist freilich Bedingung. Zweck der Schule: künstlerisch schaffende Handwerker, denen später eine sichere Erwerbsquelle erschlossen ist, auszubilden. Herren und Damen finden Aufnahme.

Selma L. in S. Die Leitung des Berliner Fröbel-Vereins hat, an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Rappenheim, der bisherige II. Vorsitzende, Kreis- und Stadtschulinspektor Etier übernommen. Das Kindergarteninnenseminar des Vereins, SW. Johannerstraße 9, leitet Frl. Anna Rappenheim, die Kinderpflegerinnenchule, S. Stadtschreiberstraße 54, leitet Frl. Anna Behrend und Rektor D. Fante. Anfragen, Prospekte und Stellenvermittlung im Vereinsbureau, SW. Johannerstraße 20 I (10—2 Uhr).



Dienstschirm mit Lilienstickerei auf Seide, mit der Singer-Nähmaschine ausgeführt.

wer einmal eine solche benutzt, wird ihre praktischen und angenehmen Eigenschaften gar bald herausfinden und sie nicht wieder missen wollen. Ein gewöhnlicher Nachjackenschnitt mit hohem Stehragen dient als Muster, nur die Armlöcher müssen bedeutend weiter geschnitten werden, damit die Jacke bequem und ohne etwaige Achselgarnituren zu drücken, angelegt werden kann, und die Ärmel müssen recht buschig sein und am Handgelenk einen Zugraum mit Gummiband aufweisen, wie man sie z. B. an den Malerschürzen findet. An den Borderteilen der Jacke bringe man zwei Brusttaschen an, die zur Aufnahme des Taschennecessaires, eines Reiserbetagenschutzes, der Handschuhe zc. dienen; für diese unentbehrlichen Gegenstände ist bei den Gesellschaftskleidern immer kein Platz, und die Manteltasche hat an Schlüsseln, Portemonnaie genug. Es ist ratam, die Überziehhacke nicht zu kurz zuzuschneiden, damit sie die Hüften noch bedeckt, die ja auch der Reibung des

Dahheim



Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Frau von Bottlar nickte. „Gut. So sind wir ja einig.“ Eine kleine Pause. Dann hub sie wieder an: „Ich habe das Pech, gerade die Männer, die mir gleichgültig sind, in mich verliebt zu machen, und die Eifersucht der Frauen zu erregen, an deren Freundschaft mir liegt.“

„Sind Sie ganz schuldlos daran?“

fragte Sefkingen lächelnd.

„O, Sefkingen, das mußten Sie jetzt nicht sagen. Gewiß bin ich ein bißchen kokett. Man hat mich dazu erzogen. Aber wen ich gern hab', gegen den bin ich ehrlich. Drum kränkt's mich...“ Sie brach leicht aufseufzend ab. „Ja, sehen Sie, nun werden Sie's am Ende doch für eine Liebeserklärung halten. Und ich hab' Ihrer Frau so feierlich versprochen, ihr keine Konkurrenz zu machen.“

„Ellen hat Ihr Briefchen nicht gelesen.“

„So, so.“

„Sie weiß überhaupt nicht, daß ich heute mit Ihnen ausreite.“

Nun zog sie die Zügel an, daß ihre Rappstute sofort hielt. Auch der ‚Rex‘ blieb daraufhin stehen.

„Das ist mir aber nicht lieb, Herr von Sefkingen.“

„Weshalb?“

„Weil... Man hat mir zu verstehen gegeben, daß Ihre Frau auf mich eifersüchtig sei.“

Er hob den Kopf und sah ihr geradeaus in die Augen.

„Und das ist mit ein Grund, daß ich meinen Besuch bei Landrats abkürze. Die Koffer sind nämlich schon gepackt. Ich reise heute abend!“

„Nach der Garnison?“

„Nein. Ich habe eine Cousine in Petersburg. Die ist soeben Strohwitwe geworden für ein paar Wochen und hat mich dringend eingeladen. Das ist mir ein erwünschter Vorwand, von hier fortzukommen.“

„Es wird mir sehr schmerzlich sein, Frau von Bottlar.“

„Hm. Vielleicht. Ja, ich glaube es Ihnen. Warum soll ich so überbescheiden sein. Jedenfalls waren wir gute Kameraden. Und drum freut's mich aufrichtig, daß Sie heute noch einmal gekommen sind.“ Sie ließ die Zügel nach; ihr Pferd schritt weiter — unmittelbar schloß sich der Wallach an.

„Ich werde nicht mehr nach Scherkehen kommen. Gerade weil ich Ihre Frau wirklich so lieb gewonnen habe. Wissen Sie, sie ist so ganz, ganz anders als wir Modeweiber. Und völlig ergründen — kann unvereinbar sie wohl gar nicht. Aber eben deshalb möcht' ich auch nicht im entferntesten bei ihr in einen solchen Verdacht kommen.“

Sefkingen blieb lange nachdenklich. Die Vorstellung, daß Ellen eifersüchtig sein könnte auf Frau Kora, war ihm eigentlich noch nicht gekommen. Grund dazu lag ja auch nicht vor. Wenigstens keine äußere Veranlassung — keine Thatsache. Der Verkehrston zwischen ihm und der flotten Offiziersfrau war herzlich gewesen, es war aber nie ein Wort zwischen ihnen gefallen, das Ellen nicht ruhig hätte mitanhören können. Indessen — ob Frau Kora nicht doch schärfer sah als er? Und ob Ellen nicht vielleicht aus einem dunklen Ahnen heraus seinen Verkehr mit der Fremden mit Argwohn sah?

Rasch schoß ihm das Blut in die Wangen.

Die letzten Tage über hatte er sich allerdings in der verschwiegenen Brust öfters die Frage vorgelegt: wie es wohl geworden wäre, wenn er Ellen in seiner Festungszeit vor sechs Jahren nicht kennen gelernt hätte?

Sein Eintreten für Frau Kora hatte damals ein innerliches Band zwischen ihnen gewoben. Bald nachdem er das Regiment verlassen hatte, war sie Witwe geworden. Ihre Frische, ihre Eleganz, ihr Charme hatten ihn schon immer entzückt. Ihr Reichthum hätte es ihm ermöglicht — wenn er statt Bottlar um sie geworben — im Regiment zu bleiben und Karriere zu machen. Bottlar war zu unbedeutend für eine Frau wie Kora. Mit ihm wäre sie glücklicher geworden.

Und er...?

Nein, nein, er wollte den Gedanken nicht zu Ende spinnen. Und es erfaßte ihn jetzt plötzlich eine Art Groll gegen die weltgewandte Frau, daß sie dies heikle Thema berührt hatte. Wollte sie ihn zu Konfidenzen verlocken, die ihr einen geheimen Triumph über seine Frau verschafften?

Heute abend fuhr sie fort. Man sah sich wahrscheinlich nie im Leben wieder. Aber sie nahm dann vielleicht die hochmüthige Vorstellung mit heim: dieser Sefkingen, über dessen ‚tolle Liebesheirat‘ damals alle Welt voll war, hat nun doch

wie alle anderen an meinem Triumphwagen mit ziehen helfen. Wie mir seine arme Frau leid thut! Und wie er selbst mir leid thut!

Nein, wie schwer er auch litt, das durfte er nicht dulden. Gewiß, es trennte ihn jetzt etwas von seiner Frau. Aber er mußte sie dennoch hochhalten, er mußte sie heilighalten nach wie vor — gerade einer Fremden gegenüber, die nur die Oberfläche zu beurteilen gewohnt war — das war sein fester, innerster Gedanke.

Als er seiner Begleiterin endlich erwiderte, mißchte sich eine Abweisung in seinen Ton, die sie wohl nicht erwartet hatte.

Zwischen ihn und seine Frau könne niemals etwas treten, sagte er mit ernstem Nachdruck, was einem von beiden Teilen irgend einen Grund zur Eifersucht gebe. Nie, nie, niemals!

Es blieb darauf lange still zwischen ihnen. Frau Kora hatte leicht den Kopf erhoben. Sie war verstimmt, das merkte er wohl.

„Sie haben mich mißverstanden,“ sagte sie endlich, so ruhig sie konnte. „Aber sprechen wir nicht mehr davon.“

Er ward es so schnell nicht los. Es zitterte noch lange in ihm nach.

„Mache ich denn eigentlich auf die Mitwelt einen so hilflosbedürftigen Eindruck, gnädige Frau?“ fragte er, nachdem sie schon wieder ein anderes, ganz äußerliches Thema angeschlagen hatte.

Sie wandte ihm nun rasch ihr Gesicht zu.

„Ja, Sefkingen, es scheint so. Leider. Und weil alle Welt Sie für unglücklich hält und weil man aus Ihren angeblichen Trostversuchen auch schon ein offenes Thema in der Gesellschaft macht, nahm ich mir die Freiheit . . .“ Sie brach trotzig ab. „Nun, jetzt bereue ich's.“

„Wenn ich Sie in irgend etwas gekränkt habe, gnädige Frau, bitte ich um Verzeihung.“

„Das brauchen Sie nicht. Ich bin noch lange in Ihrer Schuld. Meine Freundschaft sollte Ihnen nicht lästig sein. Aber es zwang mich etwas, Sie zu warnen — gerade, weil ich mich über die andern ärgerte, die da so flott über Sie weg urteilen.“

„Was hat man denn nur über mich zu sagen?“

„Kann ich's einem Brausekopf wie Ihnen wiedererzählen? Sie zanken mich am Ende bloß wieder aus, wie vorhin. Und ich kann doch nicht dafür.“

„Sie sind mir also doch böse.“

„Nein. Gar nicht. Sie mir.“

Abermals ritten sie eine Strecke schweigend neben einander weiter.

„An dem Abschiedsabend bei Landrats,“ nahm sie dann wieder auf, „fielen nicht die ersten Anspielungen. Das können Sie sich ja denken. Ich hörte mir alles geduldig an. Na, wartet, dacht' ich bei mir, Sefkingen kriegt das alles brühwarm von mir zu hören! Mit Gattwitz habe ich mich Ihre Wege geradezu gezanft. Das ist der zweite Grund meiner Abreise. Wenn Sie jetzt also noch immer an mir zweifeln . . .“

Sie hatte bei den letzten Sätzen wieder ihre alte Frische gefunden und gab dem Ton einen gewissen humoristischen Beiklang. Er ging selbst sofort darauf ein, denn er empfand es als eine große Erleichterung.

„Das ist aber mehr, als ich verlangen kann!“ sagte er lachend.

„Nicht wahr? Ich kann Sie nur versichern, Sefkingen: Freundschaft haben Sie außer der meinen hier nicht. Und Ihre Frau ebensowenig.“

„Das glaub' ich gern. Wir haben beide so still für uns gelebt, uns nie um die andern gekümmert.“

„Ja, sehen Sie, und drum nimmt man Ihnen den plötzlichen Wechsel fast übel. Natürlich auch dem Beamten in Ihnen.“

Sefkingen lächelte spöttlich. „O, der Herr Landrat hat — halbamtlich gesprochen?“

„Das auch. Über ein paar Veräumnisse, wegen deren jetzt Scherereien entstanden seien. Besonders am Vorstellungstag. Ich sagte ihm aber sofort: ,Daran sind einzig und allein Deine liebe Frau und Deine traute Base schuld, mein hochzuverehrender Schach von Gattwitz!‘“

„Daß das kommen würde, war ja vorauszusehen.“

„Aber mich zwang's, da einzuspringen,“ sagte sie fast hitzig. „Die Stellung, die Sie hier haben, paßt eben nicht für Sie. Oder Sie haben sie sich nicht rechtzeitig umzumodeln gewußt. Ja, das ist's, Sie haben sich von vornherein auf eine zweite oder dritte Rangstufe herabdrücken lassen. Und das ärgert mich — und das — na, das sollen Sie ändern!“

Er nagte an seinen Lippen. Es war die Wahrheit, er hatte sie selbst oft genug bitter-schmerzlich empfunden — aber niemand hätte ihm das sonst zu sagen wagen dürfen.

„Wie kommt zum Beispiel Herr von Malwischke zu dem wohlwollenden Ton Ihnen gegenüber? Was ist gegen Sie Graf Schorella, der nur von seinen Schulden lebt und vom Teufel, was ist Willuhn, was sind schließlich meine herzlich geliebten Landrats? Sie haben einen viel älteren Namen, haben eine charmante Frau, haben eine makellose militärische Vergangenheit — ja, wie dürfen Sie sich den gnädig-herablassenden Ton von all den Leuten gefallen lassen?“

Immer finsterner war Sefkingens Antlitz geworden. Er brütete eine Weile vor sich hin. Dann sagte er ausweichend:

„Ich habe schon neulich mit Herrn von Altenklingen darüber gesprochen, wie sich das so machte, unseligerweise — und es ist gräßlich, immer wieder darauf zurückkommen zu sollen.“

„Rango hat mir alles wiedererzählt. Am letzten Abend bei Landrats. Da hab' ich ihn extra darauf angesprochen. Ich weiß auch, was mit Bezug darauf verschiedene Stammtische dieser Lästergegend zu erzählen wissen. Über Ihren Schwiegervater, nicht wahr?“

„Sie wissen es?“ Sefkingen seufzte. „Nun also.“

„Nun also? Nun also: Ihr Schwiegervater ist tot. Das einzige, was Sie gehindert hat, die Ihnen zukommende Stellung einzunehmen, ist mit ihm begraben. Wie ich höre, sind Sie durch die Erbschaft in Stand gesetzt, Ihre Ausgaben ein wenig zu vergrößern, standesgemäßer zu leben. Da zwingen Sie die Leute nun, mit Ihnen zu rechnen. Sie könnten hier Ton angeben.“

„Nach dem, was ich hier durchlebt habe, mache ich mir furchtbar wenig daraus, hier Ton anzugeben. Meine Frau noch weniger.“

„So. Und man soll es also nach wie vor ganz ungeheuerlich finden dürfen — schon zum Beispiel, daß Sie sich ein Pferd halten, wie?“

Melancholisch blickte er in die Weite. „Was die lieben Nachbarn nicht alles ungeheuerlich finden! Nun, wenn jetzt die Anregung von außen her fehlen wird, wer weiß, ob der ‚Reiz‘ dann nicht doch bald wieder den Weg nach Naujeponen in den alten Stall zurückfindet. Und dann haben die Leute ja ihren Willen.“ Das Tier spitzte die Ohren und machte ein paar unruhige Schritte, als habe es verstanden. „Ja, hätte meine Frau der Sache noch Geschmack abgewonnen!“ schloß er tief aufatmend.

„Malwischke ist sehr ärgerlich, daß er die Rappstute nicht an Sie losgeworden ist. Und da weiß er nun einen wunderhübschen Kommentar für den abschlägigen Bescheid Ihrer Frau: sie halte es wahrscheinlich mit ihrer gesellschaftlichen Position für nicht gut vereinbar, derlei feudale Gewohnheiten anzunehmen.“

„Sagt Herr von Malwischke?“ fragte Sefkingen blinzelnden Auges.

„Sagte er in meiner Gegenwart. Und alle fanden es einleuchtend. Bloß ich nicht. Und bei dieser Gelegenheit geriet ich eben mit Vetter Schach von Gattwitz in die Haare.“

„Nun danke ich Ihnen aufrichtig dafür, Frau Kora.“



Die Maus. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Er gab ihr die Hand — er mußte ihr vom Pferde aus die Linke reichen — sie nahm sie aber rasch und drückte sie leicht.

„Also endlich überzeugt und zufrieden?“

Er biß die Zähne auf einander. Trotzig stieß er hervor: „Manchmal kochts in mir — dann könnt' ich wer weiß was begehren, um von all den kleinlichen Gefellen fortzukommen — nur weit, weit fort!“

Sie ließ seine Hand frei und nickte. „Sehen Sie, das wollte ich: den Revolutionär in Ihnen erwecken.“

Nun kamen sie wieder aus dem Wald heraus. Die Sonne war verschwunden. Ein nordwestlicher Wind kam auf, der leichtfliegendes Gewölk vor sich her trieb.

„Es wird bald Zeit für mich,“ sagte Frau von Bottlar, nach der Uhr sehend. „Das Frühstück um halb eins ist meine Henkersmahlzeit bei Landrats. Meine Hauptkumacher sind geladen; da möcht' ich mich vorher ein bißchen unwiderstehlich machen.“

Seckingen mußte nun doch wieder lachen. „Wie Sie das sagen. Sie sind zu originell.“

„Begleiten Sie mich noch bis zur Chaussee, Seckingen. Dann reit' ich links, Sie rechts. Keine Widerrede. Die paar hundert Meter weit bedarf ich keiner Garde. Und weshalb wollen Sie sich erst wieder der ganzen Kreisstadt an meiner Seite zeigen?“

In einem letzten forschen Galopp legten sie die gemeinsame Strecke zurück.

„Und Sie kommen nicht mehr wieder?“ fragte Seckingen, als man Abschied nahm.

„Bestimmtes weiß ich selbst noch nicht. Es hängt von der Dringlichkeit ab, mit der Anuchen mich einlädt.“ Sie konnte ihm jetzt nicht einmal die Hand geben, denn ihr Pferd war so nervös geworden, daß es den ‚Kex‘ nicht nahekommen ließ. „Wie auch immer, Seckingen, ob wir uns noch mal sehen oder nicht: haben Sie heute abermals Dank. Für alles. Aus ganzem Herzen. Sind Sie mir noch in irgend einem Winkel Ihrer Seele gram, so sagen Sie sich, bitte, wenn ich fort bin: so schön, so jung und so klug ist sie ja nicht, die Frau Kora, wie meine blonde Ellen; sie ist dafür ein Teilchen arroganter und maßlos kokett, aber gut hat sie's doch mit mir gemeint! Was? — Still, kein Wort, bitte, bitte. Und — addio, Seckingen.“

Fort war sie.

Er sah ihr noch eine Weile nach. Es hielt ihr schwer, wie ihm schien, aus dem Galopp, den die Stute angeschlagen, wieder in einen eleganten kurzen Trab zurückzufallen. Er mußte, daß sie sich darüber ärgerte. Als sie's endlich zu einer adretten Schritart gebracht hatte, machte die Chaussee eine Biegung. Sie überschritt die Bahn. Das Bahnwärterhaus und ein paar in der Nähe befindliche Scheunen entzogen die Reiterin dann seinen Blicken.

* * *

Die nächsten Tage brachten nichts Neues.

Seckingen hatte viel Amtsgeschäfte, er mußte auch die folgenden Abende in der Schreibstube zubringen.

Fürs Ausreiten setzte er jetzt, wo er ganz allein war, die ersten Morgenstunden an.

Wenn er sich in der Frühdämmerung leise erhob, rührte sich Ellen nicht. Die ersten paarmal glaubte er, sie schlafe fest. Eines Morgens bemerkte er aber, daß sie mit offenen Augen dalag.

Da drängte es ihn zu ihr. Er wollte es um keinen Preis zu einer wirklich tiefen Entfremdung kommen lassen. Aber dann fürchtete er wieder, sie würde ihn bestimmen, zu bleiben. Und schon aus Opposition gegen Landrats und diese ganze hochmütige Gesellschaft wollte er das Reiten jetzt nicht aufgeben.

Nun wußte er aber: sie beobachtete ihn gleichfalls, wie er sie, ohne es zeigen zu wollen.

Sie warteten beide voll Sehnsucht auf die Gelegenheit zu einer offenen, rückhaltlosen Aussprache. Lieber wollten sie einander wehe thun durch schroffe Wahrheiten, als so voll

Unrast und Bitterkeit neben einander hergehen. Ein jedes hatte Mitleid mit dem anderen, das es leiden sah, ein jedes rang und stritt mit sich selbst, um der wehmütigen Vereinsamung ein Ende zu machen. Aber keines konnte sich dazu entschließen, das erste Wort zu sagen. — — —

Als Seckingen eines Abends, noch etwas später als sonst, aus dem Amt herüber kam, von den Doggen wie immer mit freudigem Gebell begrüßt, fand er seine Frau nachdenklich am Schreibtisch. Sie hatte den blonden Kopf in die schmale Hand gestützt und las einen Brief. Jetzt erhob sie sich. Sie schien unschlüssig, ob sie sogleich von dem Schreiben zu reden anfangen sollte.

„Was gibts, Ellen?“ fragte er, ihre Rechte, die er beim Kommen und Gehen küßte, festhaltend.

„Ich hab' da einen Brief bekommen. Aus Petersburg. Von Frau von Bottlar.“

„Sie entschuldigt sich, daß sie keinen Abschiedsbesuch gemacht hat?“

„Ja. Und es ist da noch etwas anderes.“

„Was ist's nur?“

„Nies, Schatz.“

„Und nun, meine liebe Frau von Seckingen,“ schrieb Kora nach der einleitenden förmlichen Entschuldigung, „noch ein paar Zeilen, die von der Frau an die Frau gerichtet sind und in die Sie Ihren Gebieter nur hineinblicken lassen sollen, falls es Ihnen selbst vernünftig, gut und zweckdienlich erscheint. Ich bin selbst lange mit mir zu Rate gegangen, bevor ich mich an den Schreibtisch setzte, um diesen Bogen zu schreiben. Eine andere Frau als Frau Ellen würde sich ein bißchen aufregen, wenn eine Fremde ihr da so ein Liebesbriefchen für ihren Mann ins Haus flattern läßt. Aber wie ich Sie jetzt zu kennen glaube, darf ich's vielleicht ruhig wagen.“

„Also, meine liebe Frau von Seckingen, ich habe mich unendlich gefreut, Ihren Mann wiederzusehen. Gleichzeitig war mir's aber eine wehmütige Überraschung, ihn in einer beruflich so engen Sphäre anzutreffen. Was er in ritterlicher Weise seiner Zeit für mich gethan hat, das mag er Ihnen nun heute, wo wir einander kaum mehr im Leben wieder begegnen werden, ruhig sagen. Ich entbinde ihn gern von der so lange treu gehaltenen Diskretionspflicht, damit Sie verstehen, weshalb ich mir einbilde, ein ganz kleines Unrecht auf seine Schicksalsgestaltung zu besitzen. Denn so arrogant das klingt: ohne mich hätten Sie einander nicht kennen gelernt.“

„Ihre Häuslichkeit hat so warm und behaglich auf mich gewirkt — Sie selbst haben mein Herz so im Sturm genommen — daß ich Ihnen gestehen muß, ich habe gleich bei unserer ersten Begegnung das Gefühl gehabt: schöner und harmonischer konnte sich Seckingen sein Eheleben nicht einrichten. Aber was mich enttäuschte, offengestanden, ist sein Wirkungskreis nach außen hin.“

„Verstehen Sie mich, bitte, bitte, recht! Ich weiß sehr wohl, daß einen ernststen, ehrlichen, stolzen Menschen wie Ihren Gatten jede redliche Pflicht im Berufsleben auszufüllen vermag. Aber — verzeihen Sie mir, daß ich es so rund herausfrage: für Scherkehen ist er mir zu gut.“

„Sie sind beide jung, jetzt völlig unabhängig, sind schließlich an keine bestimmte Gegend gebunden, jedenfalls nicht an die landschaftlich so wenig reizvolle, in die das Schicksal Sie seiner Zeit verschlagen hat.“

„Wollen Sie Litauen verlassen?“

„Der Zufall spielt mir da die Möglichkeit in die Hände, mit einem Federstrich, ohne sonst auch nur die geringste Plage zu haben, Ihrem Gatten zu einem hübschen Anerbieten zu verhelfen. Das kam so. Ich erhielt gestern abend einen Brief von einem Vetter nachgesandt, Rittmeister a. D. von Grosigk, der, als er von den Ulanen unerwartet schied — Hitzkopf war er immer, er hatte sich mit seinem Kommandeur nicht vertragen — Kurdirektor eines fashionablen Badeorts im Herzen von Deutschland, in Thüringen, geworden war.“

Das ist trotz der ganz acceptablen Bezahlung ein Ehrenposten, ein verantwortungsreiches Amt, das große gesellschaftliche Gewandtheit erfordert, dabei einen tadellosen Gentleman zc. Mein Vetter hat es zwölf Jahre lang verwaltet, wird aber demnächst zurücktreten. Seine Frau, die immer kränklich war, verlebte den vorigen Winter in Ägypten; soeben haben die Ärzte, wie er mir verzweifelt schreibt, ihre Überführung in das milde Klima wiederum als unumgänglich notwendig bezeichnet. Das ist das Todesurteil für die Ärmste. Mein Vetter weiß es. Diesmal will er sich daher von seiner Frau nicht trennen — lieber sein Amt niederlegen. Er erbittet von mir, die ich als indiscrete Adjutantenfrau ja mancherlei Einblicke thue in Dinge, die mich eigentlich nichts angehen, einen Vorschlag für seinen Stellvertreter, der dann als Nachfolger übernommen werden könnte.

„So kommt man, wie Sie sehen, manchmal billig dazu, Vorsehung zu spielen — so finde ich endlich eine Gelegenheit, ein Teilchen meiner warmen, aufrichtigen Dankeschuld abzutragen.

„Wollen Sie Ihren Mann fragen, ob er der Sache näherzutreten will?

„Das Gehalt ist das doppelte eines aktiven Rittmeisters, es gibt außerdem die hübsche Dienstwohnung im Kurhaus, einem wahren Prachtbau, und Pension. Mit dem Zuschuß, den Sie beide zweifellos besitzen, könnten Sie dort geradezu glänzend auskommen, ein erstes Haus ausmachen. Sie hätten im Sommer den Verkehr, den Sie sich selbst wählen — und das Bad entwickelt sich mehr und mehr zu einem Versammlungspunkt der besten Kreise — die Wintermonate aber wären Sie frei. Sie könnten sie sogar in irgend einer Großstadt verleben.

„Lockt Sie's?

„Ich schreibe gleichzeitig hiermit an meinen Vetter. In wenigen Tagen erhalte ich ausführliche Nachricht von ihm, die ich Ihnen dann sofort schicke — falls ich bis dahin ein schlankes ‚Ja‘ oder auch nur ein zögerndes ‚Vielleicht‘ auf einem Kärtchen von Ihnen erhalten habe.

„Wollen Sie indessen diesen engbeschriebenen Bogen lieber vernichten und meinen Vorschlag totschweigen — ich nehm' es Ihnen bei Gott nicht übel. Ihnen beiden Glücklichen malt sich Ihr Leben — und die Bürgermeisterei — auch in Scherkehnen vielleicht viel rosiger als unsereins, das nur im Vorübergehen einen Einblick erhascht, sich's vorstellt.

„Aber gut und ehrlich und freundschaftlich gewollt — für Sie beide — ist es.

„Glauben Sie mir's?

„Dann lassen Sie sich zum Abschied herzlich die Hände schütteln. Und behalten Sie in gutem Andenken

Ihre Kora von Bottlar.“

7. Kapitel.

Seckingens Antlitz versteinerte sich mehr und mehr, je weiter er las. Aber seine innere Erregung verriet sich dadurch, daß das Blatt in seinen Fingern zitterte.

Es war ihm unmöglich, sogleich darüber zu sprechen. Ellen wartete auch geduldig, drängte ihn mit keiner Frage.

Sie nahmen ziemlich schweigsam die Mahlzeit.

Hernach standen sie lange neben einander am Fenster seines Zimmers, in Gedanken versunken, und sahen durch die blanken Scheiben auf die sich bereits buntfärbenden Kastanien. Seckingen hielt seine Frau umfassen. Ellens Hand lag auf seiner Schulter. Sie schwiegen noch immer.

Allmählich sank die Nacht herein. Die Doggen hatten sich, leise knurrend, vor dem Kamin gelagert. Es war ganz still im Haus geworden.

Seckingens erster Gedanke war der gewesen: sofort annehmen! Er war dann wenigstens nicht mehr an diese kleine Umgebung gebunden, die ihm gerade in der letzten Zeit so unerträglich geworden war.

Aber dann regten sich doch sofort Bedenken.

So herzlich und aufrichtig der Ton dieses Schreibens vielleicht auch war, oder wenigstens klingen sollte: Frau Kora hatte mit ihrer ungebetenen Hilfsbereitschaft schon neulich einen gewissen Troß in ihm entfacht — der heute nur noch wuchs.

Er wollte und durfte ihre Protektion, ihre Gönnerschaft nicht annehmen. Da war etwas so Feines, Unwägbares in der Stimmung, das ihr Angebot heikel machte, ohne daß er den Grund anzugeben wußte.

Vielleicht bestand für niemand außer ihm dieser leise, peinliche Verdacht — vielleicht auch that er Frau Kora im innersten Herzen bitter unrecht — aber er glaubte, Ellen herabzusetzen, wenn er sein „Glück“ aus den Händen dieser Fremden annahm.

Frau von Bottlar hatte diese Zeit über sicher die Empfindung gehabt: sie biete ihm mehr als seine Frau. Und schon dieser Gedanke brachte ihn auf. So charmant Frau Kora zu plaudern wußte, so elegant sie war, so sicher sie im Sattel saß — mit Ellen durfte sie sich wegen dieser paar äußeren Vorzüge denn doch nicht vergleichen. Noch jetzt trat ihm das Blut in die Schläfen, wenn er sich jene Bemerkung ins Gedächtnis zurückrief: seine Frau sei wohl eifersüchtig auf sie?

Nun bereute er, nicht noch schärfer gewesen zu sein. Frau Koras arrogante Koketterie hätte eine viel empfindlichere Abweisung verdient.

Er begann sie — Choleriker wie er war — vor sich selbst scharf zu kritisieren.

Die Affäre mit Dulein damals wäre ja auch wohl nie vorgekommen, wenn sie sich dem unerfahrenen jungen Menschen gegenüber nicht derart betragen hätte, daß dieser sie mißverstehen konnte.

Und viele andere solche Dinge fielen ihm wieder ein.

Als er Ellen endlich den Hergang der Duellgeschichte schilderte — denn nun war ihm nichts anderes übrig geblieben, als seine Frau einzuweihen — beschönigte er daher nichts. Er suchte auch geflüstert den Nimbus des Märtyrers, mit dem Frau Kora ihn umgeben wollte, von sich fernzuhalten.

„Ich habe Dulein zur Verantwortung gezogen — mehr weil er mit seiner Ungezogenheit das Offizierkorps herabgesetzt, als weil er Frau Kora beleidigt hat,“ schloß er seinen schmucklosen Bericht über die erste Ursache der Forderung.

Aber Ellen kannte ihn genau, verstand ihn auch in dieser Negung — seiner Absicht: jedes innere Einvernehmen zwischen ihm und Frau von Bottlar von sich zu weisen.

„Hermann,“ sagte sie in ihrem leisen, bittenden, zärtlichen Altton, „Du verschweigst mir noch etwas.“ Sie blickte ihm geradeaus in die Augen, zog seine Hand, die sie unruhig umklammert hielt, fester an sich. „Frau von Bottlar hat tiefer gesehen, als Du wahrhaben willst. Sie hat sofort gemerkt, was ich bis in die letzten Tage nicht gewußt habe. — Daß Du Dich hier unglücklich fühlst, Hermann.“

Ihr Ton, ihr Blick verwirrten ihn. „Sag' das doch nicht, Ellen!“ bat er beunruhigt.

„Doch, Hermann. Es fehlt Dir etwas. Etwas, das ich Dir nicht geben kann — das sie Dir aber gegeben hat.“

Er hob seufzend die Schulter. „Das waren Stimmungen, die wieder vorübergehen.“

„Aber Du bereust heute . . .“

„Was?“

„Bleib' ehrlich, Schatz. Du sollst mich nicht aus Mitleid schonen. Du empfindest es heute schmerzlich, daß Du — nun, zum mindesten, daß Du Dich damals hier in diesen weltverlorenen Winkel hast vergraben müssen.“

Er zog sie hastig näher an sich. Dabei fühlte er, wie sie zitterte. Energisch schüttelte er den Kopf, zwang sich selbst zu einem freieren Ton. Aber seine Befangenheit entging ihr nicht. „Wie kommst Du nur darauf, Ellen? Vergraben! Also selbst auf Dich mache ich einen so hilfsbedürftigen Eindruck?“

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Lotse.

Von Gustav Adolf Erdmann.

„Dann kam der Schicksalstag. Das lang geschlafen,
Los brach das Wetter, nah dem Heimathafen,
Zerschellte Rumpf und Raa mit wilder Wucht,
Zersprengte Braß und Tau gleich Fadennezen
Und warf Gebälk und Trumm, wertlose Fesen,
In dieses Eilands sturmgepeitschte Bucht.
Dort liegt das Wrack.“

(F. W. Weber.)

Spätherbststürme brausen über die Erde, heulen durch die Straßen der Städte und lassen die entlaubten Wälder unter ihrer unbezähmbaren Wut schauerlich ächzen und stöhnen. Die wilde Jagd zieht mit all ihren Schrecken, umschwirrt von einem Gewirr klagender Töne von unbestimmbarer Art, über die braune, regenfeuchte Heide, und der Mensch verbirgt sich, vor dem Aufruhr in der Natur bis ins Mark erschauernd, in den Schutz seines festen Hauses.

Dieselben Stürme aber, die im Forst die mächtigen Niesen, den Stolz der deutschen Wälder, entwurzelten, sie rasten zuvor übers Meer, über die endlosen Weiten der Wasserwüste, über die gierig auf Beute harrende Nordsee, die Nordsee. Dort stürzten sie sich mit wütendem Flügel-schlag auf die stets tumultbereiten Wogen und führten unter Pfeifen und Brausen, unter Heulen und Zischen einen Gigantentanz mit ihnen auf, daß sie sich in jäh entfesselter Wildheit zu Bergen emportürmten, die dann mit donnerndem Schwall an den Klippen und an den Wänden der gewaltigen Dünen zerschellten, so weit das Auge reichte die See mit kochender und strudelnder weißer Brandung bedeckend. Wehe dir, du schwaches Fahrzeug, das die unwiderstehliche Windsbraut erfaßt und der türkische Meeremann mit starkem Arm in die zischende Brandung stößt, um es auf die unbekannte Untiefe oder gegen das verderbenbringende Riff zu treiben.

Eine solche schwarzbeschwingte Sturmnacht mit ihrem unsagbaren Grauen und verborgenen Entsetzen liegt über der Nordsee. Der „blanke Hans“, der noch vor vierundzwanzig Stunden so zahm mit den Muscheln im Küstenande spielte und ruhig seine geheimnisvolle Wogenmelodie rauschte, brüllt wie ein hungriges Tier nach Menschenfleisch, wälzt sich mit schäumendem Ungestim gegen die Dämme und schlägt mit seinen feuchten Armen donnernd gegen die Planken des mit dem Wogendrange ringenden Schiffes, das bei jedem neuen Schlage in seinen Grundfesten erzittert. Viele Stunden hat die Besatzung des Schiffes mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet, jetzt ist sie ermattet, ihre Thatkraft besonders durch die Erkenntnis gelähmt, daß das Schiff in den von Untiefen und Riffen durchsetzten Gewässern so nahe dem schützenden Hafen und im Angesicht der heimischen Küste trotz aller Mühe verloren zu sein scheint. Der Kapitän steht mit dem Steuermann auf der Brücke. Fest ist der energische Mund zusammengepreßt, das scharfe Auge sucht die Finsternis zu durchdringen. Eiserner Fäuste umklammern das Steuerrad, dessen Bewegungen das treffliche Schiff noch gehorcht; aber in diesen Gewässern und bei solchem Wetter ist die sichere Navigierung selbst dem erfahrensten Kapitän unmöglich, diese Aufgabe vermag nur der Spezialkenner dieses Gebietes, der Lotse, zu lösen. Aber wie einen solchen jetzt an Bord bekommen? Das Unternehmen wäre freies Spiel mit einem Menschenleben. Doch der Selbsterhaltungstrieb und die Verantwortlichkeit über zahlreiche Menschenleben und reiches Schiffsgut besiegen bald jedes weitere Bedenken.

Von der Kommandobrücke ertönt ein kurzer Befehl durch das Heulen des Sturmes. Gleich darauf flackert ein grelles Blaufeuer an Bord des gefährdeten Schiffes auf, das weithin durch die Finsternis leuchtet. Fünfzehn Minuten nachdem es erloschen, wird es wiederholt. Es ist der Ruf des Schiffes nach einem Lotsen, der es aus seiner gefährlichen Lage führen soll. Wird er vernommen werden? Ein Flackerfeuer nach dem andern verbrennt, ohne daß ein Erfolg sichtbar wird. Unterdes aber wird das Schiff immer weiter der Küste zugetrieben, die Gefahr des Scheiterns rückt von Minute zu Minute näher.

Da — Mitternacht ist bereits lange vorüber — bligt Steuerbord voraus ein blaues Geflacker über die See dem Schiffe entgegen. Dieser kalte Strahl trägt Licht, Sonnenschein und neue Lebenswärme in die verzagten Herzen; denn er bringt die Kunde, daß der Ruf vernommen ist, daß der Lotse und mit ihm wahrscheinlich die Rettung naht. —

Auf der Lotsenstation steht, ganz in schweres Ölzeug gehüllt und den mächtigen Südwestler fest in den Nacken gedrückt, der wachhabende Lotse und schaut ruhigen Blickes durch die Finsternis in das Wüten der Elemente. Wer in dieses wetterharte, furchige Gesicht blickt, wen diese klaren, ruhigen blauen Augen einmal anblitzen, der weiß, daß dieser Mann keine Furcht kennt, daß er gewohnt ist, der größten Gefahr ohne Erregung fest ins Antlitz zu schauen. Aber in dieser kühlen äußeren Hülle schlägt ein zur äußersten Aufopferung bereites Herz, das nicht eine Sekunde zögert, wenn es gilt, das eigene Leben für ein fremdes in die Wagsschale zu werfen. Das scharfe Auge des Lotsen hat das Signal erblickt; der Mann weiß, daß schnelle Hilfe allein noch Rettung zu bringen vermag. Er eilt zur Station, um Meldung von dem Lotsenruf zu machen. Nicht einen Augenblick denkt er an sich, an die ihm drohenden Gefahren, nur die Gebote der Menschenliebe und der schweren Amtspflicht erfüllen ihn; denn sein Beruf fordert, daß er selbst unter den schwierigsten Verhältnissen dem Lotsenrufe Folge leiste und an Bord des gefährdeten Schiffes zu gelangen suche.

Schnell ist das große Lotsenboot mit den wetterfestesten Leuten bemannt, der Lotsenkommandeur bestimmt den Mann, der dem Schiff die erbetene Hilfe bringen soll, und mit dichtgereiften Segeln schießt das als schneller Segler aus vorzüglichstem Material erbaute Fahrzeug in den brodelnden Gischt hinaus, um zunächst das Schiff zu suchen. Auch das Lotsenschiff brennt nun von Zeit zu Zeit blaues Flackerfeuer ab, um auf sich aufmerksam zu machen, und so gelingt es denn den beiden Fahrzeugen allmählich, sich in der rabenschwarzen Finsternis zu finden.

Aber wie soll der Lotse an Bord des Schiffes gelangen? — Es erweist sich als unmöglich, das Lotsenfahrzeug so nahe heranzubringen, daß die Übernahme des Lotsen auf üblichem Wege erfolgen könnte; denn der Wogendrang würde das Boot entweder am Schiffsrumpf zerschellen oder den emporklimmenden Lotsen zwischen den beiden Schiffen zerquetschen. Bei Tagesbeleuchtung würde es genügen, in diesem Falle das Lotsenfahrzeug vor dem Schiffe herfahren zu lassen und ihm auf diese Weise die rechte Fahrstraße anzugeben; aber in der Dunkelheit der Nacht würde dieses Manöver kaum von dem erwünschten Erfolge begleitet sein. Der Lotse muß also durch ein besonderes Wagestück an Bord zu gelangen suchen. Ein lauter Zuruf belehrt die Schiffsbesatzung, was zu thun ist. Das Lotsenfahrzeug kommt so dicht heran, als es bei der drohenden Gefahr des Zusammenstoßes nur irgend möglich ist. Jetzt saust eine gewaltige Schlange durch die Luft; es ist ein von geschickter Hand geworfenes, festes Tau, das glücklich auf dem Verdeck des Lotsenfahrzeugs niederstürzt. Schnell befestigen es die Genossen um den Leib des Erwählten, noch ein letzter Händedruck von schwieligen Fäusten, ein neuer Zuruf. Der Lotse springt in die brandende See und wird von kräftigen Armen durch die eiskalten Fluten hinübergezogen zu dem Fahrzeuge, das auf ihn wie auf den Erretter harret.

Das Wagestück ist gelungen. Halb kletternd, halb gezogen kommt der von Wasser triefende, von der Kälte fast erstarrte Lotse an Bord. Aber keinen Augenblick Ruhe gibt es für ihn. Schweren Schrittes steigt der triefende Mann zur Kommandobrücke empor. Ein stummer, kraftvoller Händedruck begrüßt ihn dort als Dank und Willkommen. Kaum ein Wort wird gewechselt, denn der stete Kampf mit den Elementen, der beständige Blick in den offenen Nacken des

Todes macht diese Helden verschlossen und schweigam. Nur wenige Augenblicke dauert es noch, da tönt schon die dröhnende Stimme des Lotsen übers Deck und gibt die nötigen Befehle. Verschwunden ist alle Ermattung. Gewandt huschen die kräftigen, geschmeidigen Burschen an den Strickleitern empor zur schwankenden, sturmumtobten Höhe. Prasselnd fliegen die schweren Raaen herum, ein Druck auf das Rad, und das Schiff schlägt unter der kundigen Führung des Lotsen den Kurs ein, der es aus aller Gefahr heraus und in den sicheren Hafen hineinbringen wird. Der Held dort oben auf der Brücke, der unter Darangabe seines eigenen Lebens Schiff und Besatzung vor dem sicheren Verderben rettete, blickt ruhig auf den Kompaß und steuert mit sicherer Hand das Schiff dem Ziele entgegen. Kein Hymnus wird seiner That gesungen, kein Orden wird sie belohnen. Er erwartet dies auch gar nicht: er hat ja nur seine Pflicht erfüllt. Aber: Hut ab vor ihm! —

Der Lotsenberuf ist ein schwerer, aufopferungs- und entzungsvoller. Er erfordert Männer von unerrockenem Mute, größter Kaltblütigkeit und Umsicht, unerschütterlicher Pflichttreue und Zuverlässigkeit, Männer, deren Entschlossenheit und Hilfsbereitschaft keine Gefahr ins Wanken zu bringen vermag und deren Muskeln von Stahl sind. Denn ihr Beruf erfordert mehr von ihnen, als nur das Gute gewollt zu haben; die Muskeln, die dem entfesselten Meerungeheuer ihr Opfer entreißen wollen, müssen dem Willen ebenbürtig sein. Der Lotse muß seinen Hauptlohn in dem Segensreichen seines Berufes erblicken, denn äußere Ehren blühen ihm nur spärlich, und der materielle Gewinn steht zu dem hohen Einsatz in keinem Verhältnis. Wer diese wetterharten Menschen in den schweren Leder- und Wlanzügen auf offener See Sturm und Wogen trogen sah, wer den Lotsen in seinem unermüdbaren Kampfe um das Leben anderer beobachten konnte, der wird es begreiflich finden, wenn sich oft eine rauhe Schale um sein Wesen gelegt hat, das in seiner Verschlossenheit und Einsilbigkeit, in seiner Derbheit und urwüchsigen Kraft manchem abstoßend erscheinen mag, der sich nicht die Mühe gibt, durch die Schale nach dem Kern seines Wesens zu suchen.

Der Lotse ist gewissermaßen ein seemännischer Spezialist, dessen Aufgabe darin besteht, einen bestimmten Teil eines schwierigen Küstengewässers oder einer Flußmündung ganz genau zu kennen und führungsbefähigte Schiffe sicher durch diesen Teil zu leiten. Der Meeresboden an den Küsten bedroht den Schiffer mit zahlreichen Gefahren. Untiefen lassen den Schiffsrumpf unabbringbar in Sand und Schlief aufrennen; Klippen und Riffe, von einer trügerischen Wasserschicht bedeckt, zerreißen im wuchtigen Aufstoß den Schiffsboden. Die Seekarten, nach denen die Kapitäne ihre Schiffe navigieren, können nur in seltenen Fällen über die gefährlichen Stellen an den Küsten dauernd richtige Angaben machen, denn Wind, Wellen und Strömungen verändern das Aussehen des Meeresgrundes unaufhörlich, so daß die sicheren Fahrtrinnen der Schiffe in dem seichten Gewässer stetem Wechsel unterliegen. Der Lotse aber muß sein Revier genau kennen. Stets fortgesetzte Lotungen melden ihm jede Veränderung in den Tiefenverhältnissen; er weiß, wo gefährliche bewegliche Felsblöcke auf dem Meeresboden lagern, wo ein verjunkenes Wrack den Schiffer bedroht. Darum harret er auf seiner Station bei Tag und bei Nacht des Winkes ausfahrender und heimkehrender Schiffe und begibt sich, wenn das Signal ihn ruft — es ist bei Tage ein Flaggenignal, entweder die Lotsenflagge (die deutsche Nationalflagge von einem weißen Rande umgeben) oder das Zeichen „PT“ des internationalen Signalbuches, bei Nacht das bereits erwähnte Blaufeuers oder ein in kurzen Zwischenräumen gezeigtes weißes Licht — sofort an Bord des Schiffes, um das Kommando zu übernehmen und das Schiff bis an die Grenze seines Bezirks zu führen. Von dem Augenblick, an dem er das Kommando des Schiffes übernimmt, ist er auch für jeden Unfall, der durch seine Führung hervorgerufen wird, haftbar.

Jeder Lotse muß, wie wohl von selbst aus seinen Funktionen und Berechtigungen hervorgeht, das Schifferexamen für große Fahrt gemacht haben, d. h. er muß in seinen theoretischen nautischen Kenntnissen jedem Kapitän eines großen Dzeandampfers gleichgestellt sein, auch dieselben Erfahrungen in der praktischen Seefahrt auf Segelschiffen und Dampfern gesammelt haben. Für seinen speziellen Lotsenberuf hat er vor einer Kommission den Befähigungsnachweis zu erbringen.

Das deutsche Lotsenwesen ist kein einheitlich geregeltes. Es gibt Staatslotsen und Privatlotsen; letztere haben sich zur Wahrnehmung ihrer gewerblichen Interessen zu Lotsengesellschaften und Bruderschaften zusammengeschlossen, denen ein „Altermann“ vorgezset ist, während an der Spitze der Staatslotsen Lotsenkommandeure, bei den hanseatischen Oberlotsen stehen. In besonders stark befahrenen Gebieten, z. B. an der Weser und Elbe, findet man beide Arten von Lotsen.

Während es in manchen Ländern dem Ermessen der Schiffsführer anheim gegeben ist, ob sie sich bei der Ein- und Ausfahrt eines Lotsen bedienen wollen, herrscht fast an der ganzen deutschen Küste im Interesse der Sicherheit Lotsenzwang. Für die Dienstleistungen der Lotsen bestehen feste Tarife, die, falls nicht entgegengeetzte Verabredungen bestehen, vom Verfrachter zu tragen sind.

Die Lotsen halten sich während ihres Dienstes auf den Lotsenstationen auf. Diese sind je nach der Art der Lotsen verschieden gelegen. Man unterscheidet nämlich zwischen See- (Kreuzer-) Lotsen, Binnenlotsen (Revierlotsen) und Hafenlotsen. Der Seelotse kreuzt mit seinem Fahrzeuge gewöhnlich auf offener See und fährt den ankommenden Schiffen schon weite Strecken entgegen. Von den vier weißgestrichenen Lotsenschonern, in denen sich die Hamburger Seelotsen befinden und die durch das Wort „Elbe“ im Segel kenntlich sind, kreuzt z. B. der am weitesten vorgehobene bereits in Lichtweite des Borkumer Feuer Schiffes, also etwa 140 Seemeilen von Hamburg entfernt, der zweite hält sich auf der Höhe von Norderney, der dritte in Lichtweite des Weserleuchtschiffes, und den vierten findet man zwischen Helgoland und der Elbmündung.

Der Seelotse führt das Schiff bis zur Grenze der Binnengewässer. Er ist für das heimkehrende Schiff der erste Gruß aus der Heimat, und wenn ihm bei der Ausreise vom Heck ein letztes „Adjäs Lots!“ nachtönt, so ist mit ihm der letzte Zusammenhang mit der Heimat verschwunden. Auf ihn richten sich zahlreiche Blicke mit besonderer Freude, mit besonderer Behmut. Ihn löst im Schiffskommando der Binnenlotse an der Grenze seines Reviers ab, der das Schiff durch die schwierigen Passageverhältnisse des Binnengewässers, z. B. der Elbmündung, leitet und endlich dem Hafenlotsen Platz macht, dem das Verholen des Schiffes im Hafen, das Passieren der Flutschleusen und das Geleiten in die Trockendock obliegt. Man sieht, es kostet viel Mühe und Aufmerksamkeit, bevor solch ein Meeresries, der sich schon gewissermaßen im Angesicht seines Bestimmungsortes befindet, fest vertaut auf sicherem Ankerplatz liegt und die Schätze aus dem Innern seines gewaltigen Leibes ans Tageslicht befördern kann.

Große Schiffsreedereien, die Schnelldampferverkehr unterhalten, haben häufig ihre Privatlotsen nicht allein für die heimischen Gewässer sondern auch fürs Ausland. Um die Zeit zu sparen, die beim Ein- und Ausbooten verloren geht, nehmen sie die betreffenden Lotsen schon bei der Ausreise mit an Bord und setzen sie in dem nächsten Hafen wieder ab, damit sie auf dem Landwege schnelligst wieder zur Ausgangsstation zurückkehren; gewiß eine treffliche Illustrierung des Wortes: „Zeit ist Geld.“

Ist so schon zu Friedenszeiten der Lotse für den Seefahrer der getreue Eckart, dessen er zu seiner Sicherheit nicht zu entbehren vermag, so erreicht seine Bedeutung bei kriegerischen Verwickelungen mit Seemächten ihre höchste Stufe. Wenn die Leuchtfeuer gelöscht, die Leuchtschiffe in den Hafen gebracht und die Seezeichen entweder eingezogen oder behufs

Zerführung feindlicher Kriegsschiffe falsch gelegt sind, dann ist eine nur einigermaßen zuverlässige Führung des Schiffes in Küstengewässern auch dem erfahrensten und tüchtigsten Kapitän unmöglich. Hier kann allein der Lotse helfen, und der Feind würde gewiß keine Belohnung scheuen, wenn er dafür einen mit den Gewässern des Landes vertrauten Lotsen an Bord bekommen könnte. Aber unter diesen an Treue und Entfagung gewöhnten Männern gibt es niemand, der sich durch Goldesglanz zum Verrat am eigenen Vaterlande verlocken ließe. —

Nur zu oft ist jedoch alle Kühnheit und alle Opferwilligkeit des Lotsen vergebens. Der Aufruhr der Elemente spottet jeder Hülfeleistung durch Menschenhand und treibt ein fürchterliches Spiel mit dem Entsetzen und der Vernichtung. Der reißende Küstenstrom packt mit unentrinnbarer Gewalt das Fahrzeug und reißt es gegen das Riff. Die heranrollende Brandung wirft das heraneilende Lotsenboot wie eine Feder zurück. Ein Ruck, ein Krach — der starke Haupt-

mast zerplittert wie ein dünner Stecken und stürzt, das Tauwerk in wilder Verwirrung mit sich reißend, in die See, und über das hilflose, in allen Fugen ächzende Wrack ergießen sich mit donnerndem Getöse die alles zertrümmernden Sturzseen. Jetzt hat die Rettungsstation ihre Tüchtigkeit zu beweisen, der Lotse als solcher hat auf dem Wrack nichts mehr zu thun. Und wie oft lautet der Abschluß seiner segensreichen Thätigkeit, während Weib und Kinder daheim angstvoll durch das Heulen des Orkans auf die Schritte des längst sehnsüchtig erwarteten Ernährers lauschen:

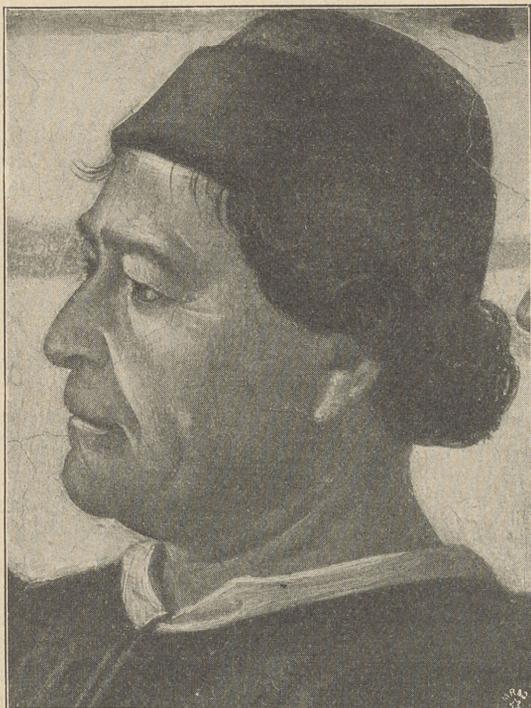
„Kieloben treibt das Boot zu Lande.“ —

Wer sagt ein Wort zu seinem Ruhme an seinem offenen Grabe? Vielleicht gibt das Meer den Körper dessen, der ihm im Leben so manches Opfer abgetrotzt, nie wieder heraus. —

Hut ab vor dem treuen deutschen Lotsen und Ehre seinem schweren Berufe! —

Die siztinishche Kapelle.

Mit fünf Illustrationen und einer Kunstbeilage.



Giovannino de' Dolci, Architekt der siztinishchen Kapelle. Ausschnitt aus dem Gemälde „Schlüsselübergabe“ von Perugino.

Wenn vor uns der Name „Rom“ genannt wird, so steigt unwillkürlich zunächst das Bild der antiken Weltstadt vor unserem geistigen Auge auf. Nicht nur das moderne Rom, sondern auch die Stadt Julius' II. treten dagegen zurück. Die Renaissancepaläste verbleichen neben dem Forum und dem Palatin, die Gemäldegalerien neben den Antikensammlungen, und selbst die Peterskirche vermag sich neben dem Pantheon nur mit Mühe zu halten. Nur ein Renaissanceedemal drängt sich dazwischen und läßt sich nicht ausschalten, die siztinishche Kapelle. Schon Goethe empfand so. Bei seinem ersten Besuche konnte er „nur sehen und anstaunen“, nach dem zweiten war er so von Michelangelo eingenommen, daß ihm nicht einmal die Natur auf ihn mehr schmeckte, und später stellt er sogar das Pantheon, den Apoll von Belvedere und die siztinishche Kapelle als die drei tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke direkt zusammen. Freilich handelt es sich bei der Begeisterung Goethes wie auch der meisten heutigen Romfahrer allein um die Malereien Michelangelos. Kein Wunder! Blendeten diese gigantischen Gestalten doch schon Vasari so, daß er für den historischen Gemäldezyklus unter ihnen kaum mehr ein Auge übrig hatte und seine Angaben über diesen lückenhaft und nicht einmal fehlerfrei ausfielen. Wir aber wissen heute, daß die Kapelle nicht nur die höchsten Leistungen der Renaissance auf dem Gebiete der raumschmückenden Malerei, sondern auch die wichtigsten Vorstufen zu diesem Gipfelpunkt enthält.

Um so merkwürdiger ist es, daß in unserer Zeit, wo besonders in Frankreich und England viel weniger wichtigen Werken umfangreiche

Monographien gewidmet worden sind, noch keine umfassende Darstellung dieses unvergleichlichen Denkmals bestand. Einem deutschen Gelehrten, Ernst Steinmann, war es vorbehalten, diese herrliche Aufgabe zu lösen, und der deutschen Reichsregierung bleibt der Ruhm diese Lösung ermöglicht zu haben. Die erste Hälfte des Werkes, ein stattlicher Quartband von mehr als 700 Seiten Text mit gegen 300 Illustrationen und eine Foliomappe mit 34 Tafeln ist vor einigen Monaten fertig geworden.

Anfänglich sind Stimmen laut geworden, welche die Gewährung einer Reichsunterstützung für ein ausländisches Denkmal einer harten Kritik unterzogen. Aber die siztinishche Kapelle ist für uns kein ausländisches Werk, sie ist Gemeingut aller Völker. Daß wir Poussin nicht so verstehen wie die Franzosen und diese Dürer nicht so wie wir, mag stimmen. Wer aber möchte behaupten, daß uns Michelangelo weniger vertraut sei als den Italienern? Ein Deutscher hat Troja ausgegraben, Deutsche arbeiten in Olympia, den pergamentischen Bildwerken ist in Berlin ein eigenes Museum errichtet worden; wir haben deutsche archäologische Institute in Athen und Rom. Was ist den dafür bestimmten Ausgaben gegenüber der, wenn auch ansehnliche Geldzuschuß, der dem Steinmannschen Werke gewährt worden ist?

Durch die Reichsunterstützung aber ist das Unternehmen in der vorliegenden Form überhaupt erst ermöglicht worden. Welcher Verleger hätte es auf sich nehmen können, bei dem infolge des hohen Preises immerhin beschränkten Käuferkreise (der erste Band kostet hundert Mark) dem Verfasser und mehreren Hilfsarbeitern eine jahrelange mühevollen Arbeit zu vergüten und für die zahlreichen Abbildungen einen ausgezeichneten Architekten, Giovanni Battista Giovannale, und einen der vorzüglichsten lebenden Photographen, Domenico Anderson, zu gewinnen? Und damit nicht genug. Während dem einfachen Privatgelehrten gewiß manche Thüren verschlossen geblieben



Papst Sixtus IV. als alttestamentlicher Priester. Gruppe aus dem Gemälde: „Die Versuchung Christi und das Reinigungsopfer des Aussätzigen“ von Botticelli.

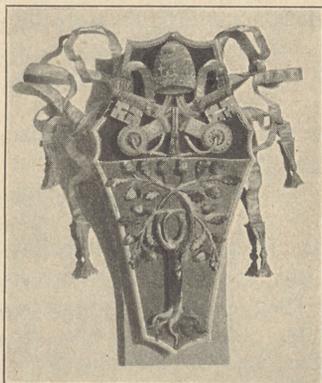


Die Schlüsselübergabe von Pietro Perugino und Luca Signorelli.
(Aus Ernst Steinmann, Die kirchliche Kapelle, Verlagsanstalt Fr. Bruckmann, München.)



Moses und die Töchter des Reuel.
Ausschnitt aus dem Gemälde: „Das Jugendleben des Moses“ von Sandro Botticelli.

wären, sprangen sie vor dem Beauftragten des Deutschen Reiches wie von selbst auf. Nachdem durch die Vermittelung unseres römischen Gesandten der Papst selbst für die wissenschaftliche Bearbeitung seiner Kapelle interessiert worden war, wurde das Unternehmen natürlich auch von seinen Beamten, dem Maggiordomo des vatikanischen Palastes, dem Präfecten der Bibliothek und dem Kustoden der Kapelle aufs freundlichste unterstützt. Auch den deutschen Gesandten in Paris und London und den Beamten des archäologischen Instituts in Rom hat der Verfasser manche Förderung zu verdanken. Wie viele können sich eines so erlauchten Stabes von Gönnern und Mitarbeitern rühmen? Aber auch die Verlagsanstalt J. Neumann in München hat ihr Bestes zu dem Gelingen des Werkes beigetragen. Papier, Druck, Illustrationen, Einband (nur das Vorjaspapier hätte ich mir anders gewünscht) stehen durchaus auf der Höhe.



Rovere-Wappen in der Sixtini-
schen Kapelle.

Manern und Brücken und der jungfräuliche Quell der Trevi wieder hergestellt wurden“. Eine amüsante Ergänzung findet dieser Abschnitt in der an anderer Stelle nach Vasari wiedererzählten Anekdote, wonach der Papst sich durch das blendend aufgetragene Himmelblau und Gold der Gemälde Rossellis bestimmen ließ, diesem schwächsten unter den von ihm beschäftigten Malern den Preis zuzuerkennen. Hohe Würde und Kunstverständnis sind also auch schon zur Zeit der Frührenaissance nicht immer Hand in Hand gegangen. Der zweite Abschnitt gibt dann ein Bild von der Litteratur und Kunst in Rom während der Baujahre mit besonderer Berücksichtigung des herrlichen Meisters Melozzi da Forlì, dessen Name seltenerweise unter den Malern der Kapelle vermischt wird. Eine Anzahl interessanter Malereien sind für diesen Abschnitt zum erstenmal photographisch aufgenommen worden. Völlig Neues bringt die nun folgende, auf den Forschungen Giovenales beruhende Baugeschichte der Kapelle. Wie wenig war darüber bis vor kurzem noch bekannt! Ist doch der Name des Baumeisters, Giovannino de' Dolci, überhaupt erst vor kaum zwanzig Jahren durch den französischen Gelehrten

Eugène Müntz festgestellt worden! Giovenale hat die Vereinigung von Palaßheiligtum und zinnengeschmücktem Festungsvorwerk mit hohem Fundament, ganz hochliegenden Fenstern und Kasernenraum in der Kapelle zum erstenmal dargehan. Zugleich behandelt der Abschnitt das Opus alexandrinum, d. h. den aus weißem Marmor, rotem Porphyrr und grünem Serpentin bestehenden Fußbodenschmuck der Kapelle, der von den Zeitgenossen als ihre größte Kostbarkeit angestaunt wurde, und ihren gewöhnlich fast völlig übersehenen Skulpturenschmuck. Kommen hier auch nur zwei Werke in Betracht, der Sängerkhor und die Presbyteriumschränke, so gehören diese doch zu den reizvollsten Bildhauerwerken, die das Quattrocento in Rom überhaupt hervorgebracht hat. Die Werkstatt und wohl auch die Hand Mino da Fiesoles und Giovanni Dalmatas ist bei beiden deutlich zu erkennen. Ebenso sind die 24 vollständig erhaltenen von den 30 ursprünglich ausgeführten Papstbildnissen zwischen den Fenstern, die der Verfasser mit Sicherheit zwischen Fra Diamante, Ghirlandajo, Botticelli und Rosselli verteilen zu können glaubt, noch nie völlig gewürdigt worden. Besonders Ghirlandajo und Botticelli haben hier, wie die Abbildungen auf den

Tafeln XVIII und XIX zeigen, Werke von hoher Würde und Schönheit geschaffen.

Wenn auch diese Kapitel alle mit liebevollem Verständnis und höchst anziehend geschrieben sind, so erreicht die Darstellung Steinmanns doch erst in der zweiten größeren Hälfte des Bandes, der Behandlung des geschichtlichen Bildercyklus, ihren Höhepunkt. Jedem einzelnen Bilde wird hier eine erschöpfende Monographie gewidmet. Zunächst werden die Beziehungen auf zeitgeschichtliche Ereignisse aufgesucht, dann folgt die Stilkritik. Die Behandlung desselben Stoffes durch andere Meister wird herangezogen, an den etwa vorhandenen Handzeichnungen wird die Entstehung und das Wachsen des Bildes klargelegt, der Anteil des Meisters wird von dem der Schüler geschieden. Weiterhin werden der landschaftliche Hintergrund, die Komposition des Ganzen und der Gruppen, die Haltung der einzelnen Gestalten, das Technische und endlich der seelische Gehalt in feinsten Weise analysiert. Den prachtvollen großen Tafeln der Mappe kommen hier Aufnahmen von einzelnen Figuren, von Köpfen, ja selbst von Händen in willkommenster Weise zu Hilfe. Aber was wäre das alles ohne die Begeisterung, von der die ganze Schilderung getragen ist und die



Hauptgruppe aus dem Gemälde: „Das Testament des Moses“
von Luca Signorelli (und Bartolomeo della Gatta).

sich dem Leser mitteilt! Doch wer vermöchte auch vor diesen Werken föhlt zu bleiben! Was soll man mehr bewundern, die milde Hoheit Peruginos oder die Innerlichkeit und den herrlichen Rhythmus der Linien Botticellis, die charaktervolle Bornehmheit Ghirlandajos oder die schlichte und gemüthvolle Poesie Signorellis? Von welcher inneren Energie sind diese Gestalten durchbebt, welche seelische Kraft spricht aus diesen Köpfen! Wann ist die Gestalt und der Beruf Petri ausdrucksvoller wiedergegeben worden als in Peruginos „Schlüsselübergabe“, wann das hier von feurigster Begeisterung, dort von heiligstem Zorn durchbebt Antlitz des greisen Moses überzeugender, überwältigender als auf Botticellis Fresken? Und nicht minder großartig sind die Porträtköpfe. In der gesamten Kunst weiß ich kein Porträt zu nennen, hinter dem Botticellis Kardinal Girolamo Biario zurückstände. Und das ist ein Kopf unter dreißig oder vierzig.

Stundenlang kann man vor einem solchen Gemälde stehen, das durch die Zerspitterung der Handlung für unser Auge doch zunächst etwas Befremdendes, ja geradezu Abstoßendes hat, und wird immer neue Schönheiten entdecken. Da begreift man dann wohl eine Auserung wie die Herman Grimms, daß „im Grunde doch nur das Quattrocento und Cinquecento des eingehenden Studiums wert seien“. Die Malerei schien hier ihr letztes Wort gesprochen zu haben, wer sollte das hier Geleistete noch übertreffen? Und doch kam der noch Größere, der sie in den Schatten stellte, kam Michelangelo!

Der letzte Abschnitt behandelt die sizilianische Kapelle als Kultusstätte. Innerlichst befriedigt schließen wir das Buch mit dem Bewußtsein, einen tiefen, lange nachwirkenden Blick in eine gewaltige Epoche der Kunstgeschichte gethan zu haben, und in der frohen Erwartung des folgenden Bandes.

Dr. Walther Geniel.



Ja, Vater! Skizze von Eva Tren.

Der alte, reiche Fabrikant Johann Erdmann war gestorben, und seine junge, schöne Witwe hatte ein ganzes Jahr lang um ihn tief getrauert. Als das Jahr um war, hatte sie mit einer gewissen Hast die düstere Trauerkleidung, welche zu ihren fröhlichen, hellen Augen ohnehin nicht recht gepaßt hatte, abgelegt, war wieder in Gesellschaften gegangen und hatte sich ihres Lebens gefreut.

Sonderlich verdacht hatte es ihr niemand, und es war ja auch ihr Recht so gewesen. Der alte Mann hätte fast ihr Großvater sein können und war nahezu während seines ganzen Ehestandes kränklich gewesen. Niemand hatte, als sie ihn heiratete, sich dem Wahne hingegeben, dies geschehe aus leidenschaftlicher Liebe. Vielmehr war sie ein junges, armes Mädchen aus guter Familie gewesen, das nach der reichen Versorgung gegriffen hatte, ohne wohl selbst noch recht zu wissen, was es that. Wer weiß das mit achtzehn Jahren? Dann war sie dem alten Manne zehn Jahre lang eine gute und treue Frau gewesen, fast mehr Tochter und Pfliegerin, wie Frau, und man durfte wohl annehmen, daß sie viel von jener Lebensfreude entbehren mußte, nach welcher ihr heiterer junger Sinn naturgemäß verlangte, wenn auch der alte Mann, so viel er es vermochte, dem Rechnung getragen hatte, daß die Jugend des Frohsinns bedarf. Aber eben — er war alt gewesen und krank, und die Frau hatte sich sicher oft nach der bunten Welt außerhalb des stillen, dunklen Hauses gesehnt.

Er war ein guter Mann gewesen mit etwas müden und traurigen Augen, einer von denen, die beinahe unbeachtet durchs Leben schreiten, und als er endlich ganz sachte von dannen gegangen war, da weinte die junge Frau wohl aufrichtig um ihn, da er ihr immer nur Freundliches erwiesen hatte, aber nach einiger Zeit kam es ihr doch wie ein erleichterndes Aufatmen. Sie fühlte, ihr wuchsen die Schwingen zum frischen, fröhlichen Fluge durch das Leben, und sie durfte sie gebrauchen nach gutem Recht. Sonst entbehrete niemand den Fabrikanten Johann Erdmann sehr schmerzlich außer seinen Arbeitern, denen er immer ein Freund gewesen war.

Und noch einer. Als schon die junge Witwe trotz der schwarzen Kleider wieder fröhliche Lieder mit ihrer hellen Stimme zum Klavier sang, ja auch dann noch, als lichte Farben schon seit Monaten ihre feine, mädchenhafte Schönheit strahlender wie je erscheinen ließen, gab es doch ein Menschenwesen, das täglich und stündlich in heißer Sehnsucht des Gestorbenen dachte. Ein blasser, schwächlicher Knabe war es, weder schön noch besonders klug, mit dem leisen Leidenszuge der kränklichen Kinder auf dem unbedeutenden Gesichte, — des alten Mannes einziger Sohn.

Sie waren Freunde gewesen, der alte, stille Mann und das Kind, das ihm noch im Alter geschenkt worden war, Freunde, wie es sonst Vater und Sohn selten sind. Beide hatten sie die schöne, lebhaftige Frau geliebt wie etwas, das viel zu zart und reizend ist, als daß man es mit derben Händen streicheln dürfte, aber einander gleichartig hatten sich nur Vater und Sohn geföhlt. Zu dem alten Manne war das Kind gegangen mit seinen Schmerzen und Bitten, mit seinen Wünschen und Zweifeln, und dem Kinde allein hatte der Greis alle die reichen Schätze an Zärtlichkeit und Güte voll erschlossen, die in ihm ruhten. Gerade daß der Knabe weder auffallend hübsch, noch reich begabt war, hatte den Vater ihn mit seiner Liebe fester umfangen lassen. Was Geld vermocht hatte, dies Kinderleben glücklich zu gestalten, das war geschehen. Aber es war nicht das, wonach der Knabe sich jetzt, da der Vater tot war, härmte. Die gütigen Greisenaugen waren es, die so liebevoll blicken konnten, die sanfte, alte Hand, die ihm über das dünne, blonde Haar zu streicheln pflegte, das Herz voll nie versagenden Verständnisses.

Die schöne Mutter merkte wenig von diesem Gram. Natürlich liebte sie ihren Jungen, wußte aber nicht recht etwas mit ihm anzufangen und fand ihn langweilig. Still war er immer gewesen, und von seinem inneren Leben hatte sie nie viel gesehen. Nun hatte sie gar keine Zeit dafür. Sie selbst begann ja eigentlich jetzt erst recht zu existieren. Tausend Dinge brachte ihr die Welt auf einmal entgegen, die sie früher kaum geahnt hatte. Gerade jetzt hatte sie viel zu viel mit sich selbst zu thun, um sich in die langsame und schwerfällige Art ihres neunjährigen Knaben hineindenken zu können.

So ging er, nicht vernachlässigt, aber doch ziemlich unbeachtet und wenig verstanden im Hause umher. Ein blaßes, kränkliches Gesicht paßte nirgends recht hinein in das neue Leben, das jetzt im Hause herrschte, und wie oft er sich abends in den Schlaf weinte, ersuhr niemand, denn die Mutter war selten da, ihm gute Nacht zu sagen.

Dann, als der Vater ungefähr anderthalb Jahre tot war, geschah etwas, woran der Knabe nie gedacht hatte. Seine Mutter rief ihn eines Tages in das Wohnzimmer, führte ihn, den Arm um seine schmalen Schultern gelegt, vor einen jungen Mann, der am Fenster stand, und sagte erröthend, halb lachend, halb bewegt, dieser solle künftig sein Vater sein, und er solle ihn lieben und ihm gehorchen.

Der Knabe erhob sein zartes Gesicht mit den stillen Augen langsam zu dem Fremden; er war noch blasser wie sonst. Er entsann sich nun, den Herrn zuweilen gesehen zu

haben, und er hatte ihm immer ganz gut gefallen. Auch war er ein hübscher Mann, so anziehend, daß selbst Kinderblick es wahrnahm. Er streckte Günther die kräftige, wohlgeformte Hand hin, und aus seinen dunklen Augen leuchtete dem Knaben eine freimütige Freundlichkeit entgegen.

„Ich denke, wir beiden werden uns schon vertragen, mein Junge,“ sagte er, die Kinderhand mit festem Druck umschließend, „ich werde Dir kein böser Stiefvater sein, da habe nur keine Angst.“

Das Kind schauerte leise in sich zusammen, ohne zu antworten. Ihm war ganz traumhaft und beklommen zu Mute.

Sein Vater sollte der fremde Mann werden — sein Vater! Wie konnte denn das sein! Seinen Vater hatten sie doch begraben, der war alt gewesen und so gut — o, so gut! Wie konnte er denn mit dem teuren Namen, der für ihn so unbeschreiblich ehrwürdig war, um den sein Herz so viel heiße Sehnsucht wob, einen anderen, einen fremden, einen jungen Mann rufen! Wie konnte es sein! Und wie konnte er diesen neuen — Vater lieben, wenn er ihm noch dazu das einzige nahm, was ihm geblieben war, seine Mutter? In dem Kinderherzen krampfte sich etwas zusammen in Schreck und Schmerz.

„Kannst Du denn gar nicht ein freundliches Wort sagen, mein Junge?“ sagte seine Mutter aufmunternd, ihre zarte, rötliche Wange an sein Haar legend. Und dann, als er nicht antwortete, fügte sie entschuldigend gegen ihren Verlobten hinzu: „Nimm es nicht übel, Liebster, er ist nur schüchtern.“

„Das ist ganz begreiflich,“ entgegnete der Herr lächelnd, indem er die kleine Hand frei ließ, „die Zeit kommt wohl auch noch, wo er sieht, daß ich es gut mit ihm meine.“

Die junge Frau nickte ihrem Knaben zu: „Gehe jetzt nur!“ Und während er ging, sah er, wie der fremde Mann den Arm um die feine Taille der Mutter legte und die frisch, roten Lippen küßte.

Dem Kinde ging es durch das Herz. Seine Mutter hatte der Fremde geküßt, der nun sein Vater werden sollte. Und er hatte doch einen Vater. Ihm war es, als hätte man diesem in sein gutes, stilles Gesicht geschlagen.

Die Hochzeit wurde in wenigen Wochen gefeiert; es lag kein Grund vor, das Glück draußen vor der Thür warten



Schwarzwälder. Nach der Zeichnung von Fritz Reiß.

zu lassen, wenn es Einlaß begehrte. Es hatte nur eine kleine, stille Feier werden sollen, aber unversehens wurde ein großes Fest daraus. Die bräutliche Frau war selbst an ihrem ersten Hochzeitstage nicht so anmutig gewesen, wie heute, wo sich ihre Schönheit erst zu voller Blüte entwickelt hatte und aus ihren Augen das bewußte, selbstgewählte Glück strahlte, und der stattliche junge Mann an ihrer Seite ließ kein Auge von ihr. Es war eine sehr fröhliche Hochzeit, und niemand fiel es ein, viel auf das Kind zu achten, das schüchtern und bedrückt in den Winkeln umherstand, auf seine schöne, bewunderte Mutter blickte und an den toten Vater dachte.

Dann ging das junge Paar für kurze Zeit auf Reisen, und darauf begann das neue Leben zu dreien.

Der junge Ehemann, der die Leitung der verwaisten Fabrik mit Umsicht und Geschick übernahm, brachte in deren seit dem Tode des alten Erdmann etwas vernachlässigte Verhältnisse schnell die alte Ordnung und gewann durch sein frisches und herzliches Wesen bald das Vertrauen der Arbeiter. Und wie er in das Geschäft eine glückliche Hand und ein sicheres Auge mitbrachte, so trug er auch in die Häuslichkeit eine gutherzige Fröhlichkeit hinein, die wie ein frischer Windhauch durch das Haus ging. Daß es so viel Glück überhaupt auf der Welt geben könne, wie es ihr jetzt beschieden war, das erfüllte die junge Frau stets aufs neue fast mit Staunen. Sie, die um ihre erste Jugend betrogen worden war, genoß die zweite, als zählte sie erst jetzt achtzehn Jahre, wie damals, und es gab so viel Lachen und Gesang in dem alten Hause, als wäre nie ein stiller, kränklicher alter Mann durch die hohen Räume geschritten.

Und doch erinnerte sich jemand täglich und stündlich an diesen alten Mann, doch lag jemand oft und oft nachts, anstatt zu schlafen, mit offenen Augen und dachte voll heißen Mitleids an den toten Vater, der, ausgeschlossen von all dieser Fröhlichkeit draußen im verschneiten Kirchhofgrabe lag.

Beinahe ebenso einsam fühlte sich auch der Knabe selbst in dem Hause des Glücks. Nicht als wenn die Eltern etwas an ihm versäumt hätten, im Gegenteil. Die Mutter hatte freilich jetzt noch viel weniger Zeit für ihn, wie früher, aber wenn sie einmal Muße für ihn fand, war sie aus dem Gefühl ihres großen, dankbar empfundenen Glückes heraus eher zärtlicher gegen ihn, wie sonst, und nie ließ sie ihm das geringste abgehen.

Der Stiefvater aber, weit entfernt, das Kind zu vernachlässigen, war unermüdet darin, dem Jungen kleine Freuden zu bereiten. Er hatte den stillen, blaffen Knaben wirklich lieb; er that ihm leid mit seinem ernsthaften Gesicht und den schmalen Schultern. Fühlte er doch selbst mit jedem Pulschlage die elastische Kraft des Glücklichen, Starken und Gesunden. So wie er selbst war, frisch, fröhlich und praktisch, hätte er auch das ernste, träumerische Kind gern gesehen. Immer hatte er zu denen gehört, welche gern leben und leben lassen.

Er schenkte dem Kinde lustiges Spielzeug und schöne Bücher, und der Knabe dankte wohlherzogen und freundlich dafür, ohne sich zu freuen. Er neckte ihn und erzählte ihm drollige Geschichten, um ihn aus seiner Schwermüdigkeit aufzurütteln, er nahm ihn mit in den Zoologischen Garten, in das Aquarium und an andere Orte, die sonst ein Knabenherz entzücken, er interessierte sich freundlich für seine Schularbeiten, und das Kind nahm das alles hin, ohne Abwehr, artig und ruhig, wie es die Geschenke hingenommen hatte, aber es sah ihn an mit Augen, in denen nichts, aber auch gar nichts von Liebe und Vertrauen lag, und nie, nicht ein einzigesmal kam der Name ‚Vater‘ über seine Lippen.

Dem Knaben war dies ein geheiligtes Wort, das einzig und allein dem toten Manne draußen in dem einsamen Grabe gehörte. Er hatte keine Abneigung gegen den Stiefvater, ja er würde den freundlichen Mann, der sich so viel Mühe mit ihm gab, sicher lieb gewonnen haben, wenn er nur als guter Onkel im Hause verkehrt hätte. So, wie es nun war, lag zwischen diesen beiden Menschen, aus denen das Schicksal Vater und Sohn gemacht hatte, eine Kluft, die kein guter Wille ausfüllen konnte.

Anfangs hatte der Mann darüber gelächelt. So sehr war er daran gewöhnt, daß ihm die Herzen der Menschen schnell zuflogen, daß ihn der stille Widerstand, den ihm das Kind entgegensetzte, beinahe belustigte. Er versuchte unermüdet, dies spröde kleine Herz endlich doch für sich zu gewinnen. Aber Monat um Monat verging, und das Verhältnis blieb, wie es war: hier die glücklichen, lebenslustigen Eltern, dort das ernste, verschlossene Kind, und keine Brücke führte von hüben nach drüben.

Der Mann mit dem gutmütigen Herzen, der so bereit gewesen war, Frieden und Freundschaft mit dem Kinde zu

halten, fing an, erst etwas wie nervöse Gereiztheit und dann eine Art von scharfer Pein zu empfinden. Er hatte es doch gut gemeint. Warum konnte der Junge wenigstens nicht ein einzigesmal ‚Vater‘ zu ihm sagen, wie es sich gehörte! Er hatte doch nichts verbrochen, was ihn des Namens unwürdig machte. Im Gegenteil, unermüdetlich war er gewesen, dies kleine Herz zu erfreuen, — warum konnte er es nicht gewinnen? In sein junges, lachendes Glück hinein warfen diese abweisenden Kinderaugen einen Schatten, der anfangs, etwas Aufreizendes für ihn zu haben.

Die Mutter sah von alledem nicht viel, das neue Glück, in dem sie lebte, nahm sie ganz gefangen. Auch war sie daran gewöhnt, den Knaben still und wohl auch ein wenig langweilig zu finden. War er doch immer nur dem alten Manne gegenüber ganz aus sich herausgegangen. Sie merkte auch nicht viel davon, mit welcher einer vergötternden Zärtlichkeit das Kind zu ihr emporblickte, wie es lautlos horchte, wenn sie mit ihrer süßen Stimme sang, wie es in scheuer Bewunderung ihr mit den Augen folgte, wenn die schöne Mama festlich gekleidet war. Oder wenn sie es sah, so kam es ihr mehr drollig, wie rührend vor.

„Mein kleiner, dummer Junge,“ sagte sie wohl halb zärtlich, halb mitleidig, ihm im Vorübergehen über die schmale Wange streichelnd. Und dann flog ihr strahlender Blick zu dem Manne hinüber, mit dem es sich so gut fröhlich sein ließ. ‚Mein Liebster!‘ dachte sie, und das Blut strömte ihr heiß zum Herzen.

Der Winter verging, und der Sommer kam. Man bewohnte nun die hübsche kleine Villa draußen vor der Stadt, und abends, wenn der Fabrikant zu den Seinigen herauskam, fuhr ihm die junge Frau, der es Freude machte, die Pferde zu lenken, oft selbst mit dem leichten Jagdwagen bis an die Haltestelle der Stadtbahn entgegen. Manchmal nahm sie den Knaben mit, zuweilen auch den Diener, doch konnte es auch geschehen, daß sie die kurze Strecke ganz allein fuhr.

Auch heute hatte sie es gethan. Es war ihr immer lästig, den Diener mit den neugierigen Ohren hinter sich zu haben, wenn sie sich ihren Liebsten heim holte. Durch einen Zufall hatte sie sich ein wenig verspätet; als sie an die letzte Uebergangsstelle kam, fand sie die Schranke bereits geschlossen. Und ehe sie noch Zeit fand, zu wenden, um in sicherer Entfernung zu halten, brauste schon mit gellendem Pfliff der Zug heran.

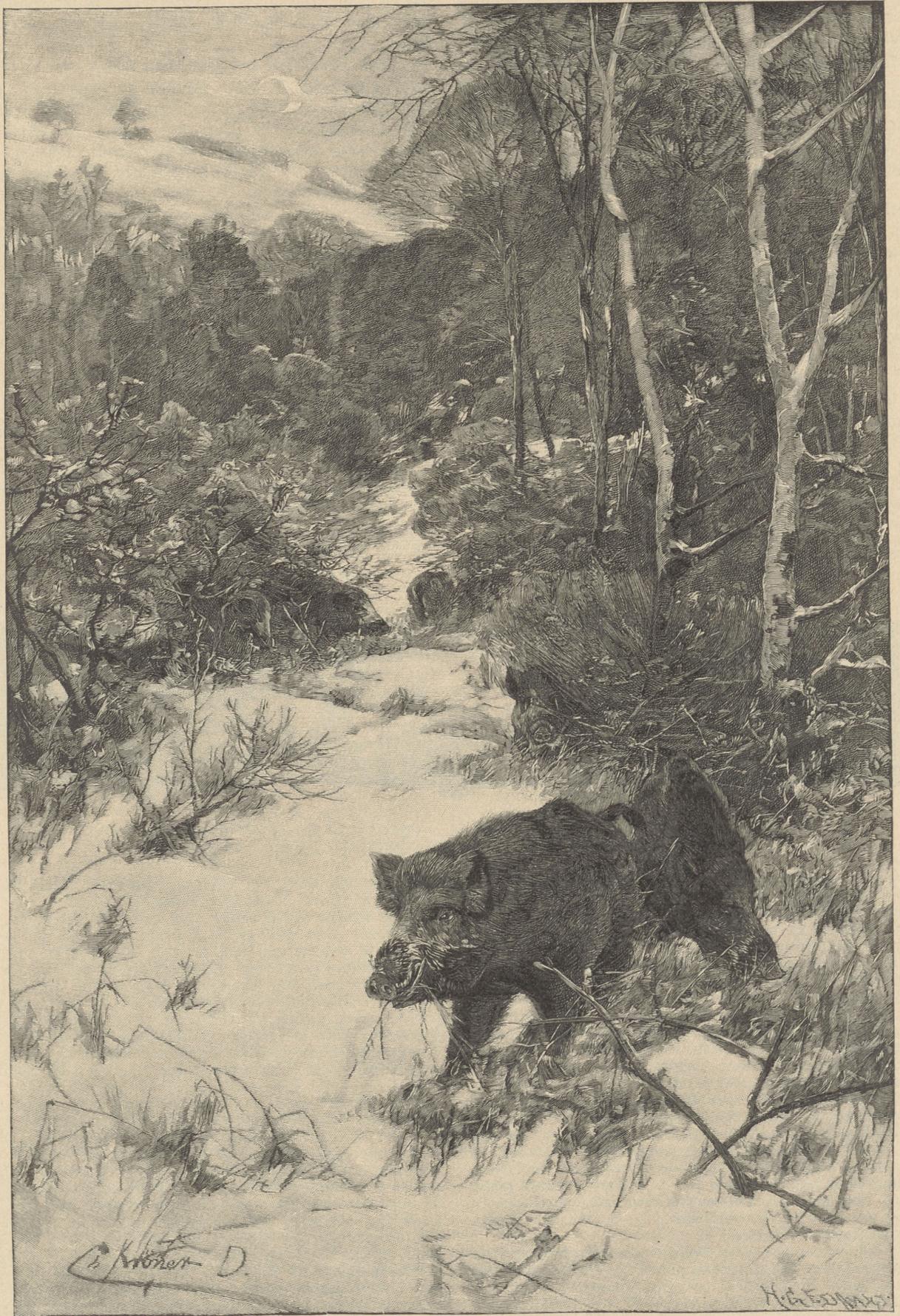
Die jungen Tiere, eines solchen unerhörten Anblicks ungewohnt, von der schnaubenden Lokomotive fast berührt, scheuten in wildem Entsetzen zurück, die schwache Frauenhand verlor die Gewalt über die Zügel, in blinder Angst wendeten die Pferde auf den Weg, den sie soeben gekommen waren, zurück und jagten, das leichte Fuhrwerk mit der zum Tode erschrockenen Frau hinter sich hin und her schleudernd, in rasender Hast dahin.

Dann ein Schrei, ein Krach, — und das eine Pferd stand, schnaubend und an allen Gliedern zitternd, still, das andere war mit dem Wagen, der gegen einen Baum geprallt und umgeworfen war, gestürzt und vermochte in seinem Todeschreck nicht, sich von selbst wieder zu erheben. Die junge Frau aber lag reglos, vielleicht tot, auf der Landstraße.

Vom Bahnhofe aus hatte man den aufregenden Vorfall beobachtet, dennoch vergingen des auf dem Geleise haltenden Zuges wegen Minuten, ehe Hilfe möglich war. Dann eilten Leute herbei, ihnen allen voran ein hochgewachsener Herr, der im Staube der Landstraße neben der Verunglückten niederkniete.

„Ihr Mann!“ ging es lautlos von Mund zu Mund, von Auge zu Auge.

An diesem Abend war's eine traurige Heimkehr in die rosenumrannte Villa. Auf einer Bahre brachten sie langsam ein blaßes junges Weib, von dem man noch nicht wußte, ob es lebe oder tot sei, und der Mann, der daneben schritt, war kaum weniger blaß. Die strahlenden Augen, die sich jetzt vielleicht in jähem Tode geschlossen hielten, hatten für ihn



Winterabend im Walde. Nach dem Gemälde von Ch. Kröner.
(Verlag von Rudolf Schuster in Berlin.)

alles Glück bedeutet, was diese Welt ihm geben konnte. Er hatte diese Frau lieb gehabt mit einer so jungen, reinen, bedingungslosen Liebe, wie sie sonst nur die erste Jugend kennt. Wenn er sie jetzt verloren hatte — wenn er sie verloren hatte — es war ihm nicht möglich, sich vorzustellen, wie die Welt dann für ihn aussehen würde.

Als der hastig herbeigerufene Arzt, der gleich eine geschulte Pflegerin mitbrachte, nach kurzem Warten, das dem geängstigten Manne doch endlos erschienen war, kam, wies er alle, die umher standen, von dem Lager der Verunglückten fort; hier konnte jede, auch die bestgemeinte ungeübte Hilfe nur stören und hindern.

„Auch Sie!“ sagte er mit freundlicher Bestimmtheit, als der Fabrikant noch zögerte. „Sobald Sie im geringsten helfen können, oder ich Ihnen etwas Sicheres zu sagen vermag, rufe ich Sie. Jetzt brauchen wir hier kühles Blut, freie Hand und Ruhe.“

Langsam ging der Mann. Noch auf der Schwelle warf er einen zögernden Blick zurück auf das heißgeliebte, bleiche Angesicht. Dann trat er in das Nebenzimmer, lehnte die Stirn an das Fensterkreuz und starrte in die schweigende Nacht, die draußen hernieder sank, hinein. Durch seine Seele zogen die Bilder dieser letzten Monate. Es konnte, — o es konnte ja nicht sein, daß dieses — dieses Schreckliche den Abschluß bilden sollte. Leises Stimmengemurmel und Geräusch drang aus dem Schlafzimmer zu ihm herüber, aber er verstand nichts. Und er drückte die Stirn fester gegen das Fensterkreuz. Der starke, sonst stets so fröhliche Mann weinte lautlos heiße Thränen.

Da — was war das? Ein leises Schluchzen drang durch die tiefe Dämmerung in sein Ohr, — nun wieder.

Er wandte sich um, und jetzt erst bemerkte er den Stiefsohn, der an dem anderen Fenster stand, lauschend, wie er selbst, auf jeden Ton aus dem Nebengemach, weinend, wie er, aber wie ein Mann bemüht, den schluchzenden Ton zurückzuzwingen. Der ganze schwächliche Kinderkörper bebte vor verhaltenem Weinen.

Der Mann sah auf ihn. Ein heißes Gefühl der Zusammengehörigkeit in diesen Minuten der Todesangst um dieselbe geliebte Frau, ein grenzenloses Mitleid mit dem vielleicht schon mütterlosen Kinde und zugleich ein sehnüchtiger Drang nach Teilnahme für seinen eigenen Schmerz wallte in ihm empor. Mit zwei Schritten war er bei dem Knaben, und mit einem warmen Herzenston, wie er ihn bisher noch nie gefunden hatte, trotz allen guten Willens und allem gutmütigen Gernhabens, sagte er, dem Kinde die beiden Hände auf die Schultern legend: „Mein Kind — mein Sohn, — laß uns Gott zusammen bitten, daß er sie uns nicht nimmt!“

„Ja, Vater!“ sagte das Kind, schlang freiwillig seine Arme um den Hals des Mannes und legte aufschluchzend seinen Kopf an die breite Brust des anderen. Zum erstenmale hatten sie sich ganz verstanden. Und so blieben sie wohl minutenlang. Keiner sprach mehr, aber ihr Gebet stieg trotzdem empor mit demselben Klang zu demselben Gott.

Da öffnete sich sachte die Thür zum Nebengemach, ein breiter Lichtstrahl fiel heraus.

„Sind Sie hier?“ sagte der Arzt in die Dämmerung hinein. „Gott sei Dank, sie lebt und wird leben! Kommen Sie nur! Sie ist bei vollem Bewußtsein und hat nach Ihnen gefragt, nach Ihnen und — so, mein Junge, ich sehe, Du bist schon da!“

Und sie gingen hinein, Hand in Hand, Vater und Sohn.



Des Burenkrieges dritter Teil.

Wieder haben gegen Ende des verflossenen Jahres neue Siege der Buren die Welt überrascht und bewiesen, daß trotz der „Einkverleibung“ ihre Kraft keineswegs gebrochen ist. Als zu Anfang des verflossenen Jahres sich die Welle der Bureninvasion über das Kapland ergoß, da versuchten wir in Nr. 19 des Daheim die Aussichten klar zu legen, welche dieser „Umschwung im Burenkrieg“ für einen etwaigen endgültigen Erfolg dieses tapferen Völkchens gegenüber dem allgewaltigen Albion haben könnte. Wir wiesen vor allem darauf hin, daß zwei starke Bundesgenossen den Buren zur Seite stünden, der Raum und die Zeit. Diese haben seitdem in unverminderter Stärke weiter gewirkt. Die ungeheuren Räume, auf welche die fast eine viertel Million starke englische Armee sich verteilen muß, haben nach wie vor eine Zersplitterung ihrer Kräfte bewirkt. Auch die Zeit hat weiter gewirkt, indem die Verluste der des Klimas ungewohnten Engländer seitdem dauernd gewachsen sind. Wir schlossen unsere Betrachtung über die Aussichten der Buren damals mit den Worten: Der Erfolg der Buren wird zunächst davon abhängen, ob England noch weitere Verstärkungen nach Afrika senden kann, noch mehr aber davon, ob die Buren die innere Kraft gefunden haben, sich, unter Hintanfegung von Sonderinteressen, willig ihren Führern unterzuordnen, und ob sie entschlossen sind, den Kampf bis zum letzten Blutstropfen fortzusetzen.

Wie steht es nun mit diesen Bedingungen? Verstärkungen hat England unausgesetzt hinüber geschickt, so daß ihre Truppenzahl fast dieselbe geblieben ist, wie zu Beginn des Jahres. Daß aber der innere Gehalt sich seitdem verschlechtert hat, ist, nach den Ereignissen der letzten Monate, als fast sicher anzunehmen. Viele Erscheinungen deuten auf eine gewisse Kriegsmüdigkeit der englischen Truppen, und das ist ein schlimmer Feind für einen glücklichen Ausgang. Andererseits ist auf Seite der Buren eine Stärkung und Belebung des kriegerischen Geistes nicht zu verkennen. Alles was jetzt noch von Burenstreitkräften im Felde steht — es kann augenblicklich wohl auf 20 000 Mann geschätzt werden — ist den höchsten Anforderungen in

Bezug auf Ertragung von Strapazen gewachsen. Auch die Einmütigkeit ist heute unbestreitbar vorhanden. Wenn es im ersten Teil des Krieges häufig vorkam, daß diejenigen Buren, die genug gekämpft zu haben glaubten, nach Hause ritten, um ihr Land zu bestellen, so ist heute jeder Bur, der noch im Felde steht, entschlossen, bis aufs Messer zu kämpfen. Haus und Hof ist ihm verbrannt und verwüstet, es würde also keinen Zweck haben, dorthin zurückzukehren. Auch die willige Unterordnung unter die Führer, die zuerst oft zu wünschen übrig ließ, ist jetzt vorhanden. Dazu kommt die steigende Erbitterung über die englische Kriegführung und bei den meisten eine unerschütterliche Zuversicht auf den endlichen Erfolg, die in ihrem festen Christenglauben ihren Grund hat. So liegen die moralischen Faktoren für ihren Sieg ohne Zweifel auf Seite der Buren.

Welches sind denn nun aber die tatsächlichen Vorgänge im Laufe dieses Jahres gewesen, das wir den dritten Teil des Krieges nannten? Der erste Teil des Krieges war ja bekanntlich durch Erfolge der Buren bezeichnet, die aber nicht dauernd sein konnten, da sie keineswegs auf eine endgültige Niederwerfung der damals noch schwachen englischen Streitkräfte hingen. Die Gelegenheit hierzu ließen sie sich entgehen, wie ihnen damals schon warnend von hier gesagt wurde; Zeit und Kraft verschwendeten sie in nutzlosen Belagerungen. Mit der Ankunft der englischen Verstärkungen begann der zweite Teil, der mit der Niederwerfung der im freien Felde stehenden geschlossenen Streitkräfte der Buren und der Besetzung eines großen Teiles ihres Landes endeten. Aber nun sollte es sich zeigen, daß damit die Quellen ihres Widerstandes nicht endgültig verstopft waren. Unter den befähigtesten Führern: Botha, De Wet und Delarey schlossen sich die Reste der Buren zu Kommandos zusammen, deren Hauptthätigkeit sich gegen die ausgedehnten englischen Verbindungslinien richtete. Diese boten denn ein ergiebiges Feld, da die Engländer Eisenbahnlinien in der Gesamtlänge von 3200 Kilometer zu schützen haben, d. h. in der doppelten Länge des Weges Berlin-Moskau. In zweiter Linie handelte es sich für die Buren darum, die Kapkolonie

zum Aufstande zu bewegen. Bevor wir uns den Erfolgen zuwenden, die sie in diesen Beziehungen errungen haben, müssen wir noch das Verfahren der Engländer betrachten, das diese zur endgültigen Niederwerfung des Widerstandes anwendeten.

Nachdem die Engländer bei Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, vorgezogen waren, glaubten sie die beiden Freistaaten dadurch am besten dauernd zu „pazifizieren“, daß sie alle bedeutenderen Ortschaften mit Besatzungen verschiedener Größe versehen, die hier und in den umgebenden Bezirken die Ordnung herstellten und dauernd erhalten sollten. Dies Verfahren war nur möglich, indem man die Besatzungen an den langen Eisenbahnlinien schwächte, und das hatte wieder zur Folge, daß die Thätigkeit der Burenkommandos sich auf die Zerstörung und Unterbrechung dieser richtete, die auch in zahlreichen Fällen gelang. Lord Kitchener änderte also sein Verfahren. Er zog die Truppen aus den kleinen entlegeneren Orten heraus und suchte hiermit die Eisenbahnen besser zu schützen. Für die Niederhaltung des Landes sollten kleinere fliegende Kolonnen sorgen, die bald an diesen bald an jenen Orten zu erscheinen hatten, wo feindliche Kommandos aufgetaucht waren oder Widerstand gegen die englischen Anordnungen sich gezeigt hatte. Dies Verfahren entsprach in gewisser Weise den Anordnungen, wie sie die deutsche Heeresleitung 1870 hinter dem Rücken der kämpfenden Armeen mit Erfolg getroffen hatte. Aber hier verjagte dies Mittel, da sich so ziemlich das ganze Land in offener Feindschaft gegen die englische Herrschaft befand. Es hieß also, diesen Widerstand zu brechen, und das suchte nun Kitchener durch sein berühmtes „Säuberungssystem“ zu erreichen, ein Verfahren, das ganz besonders dazu beigetragen hat, die englische Kriegsführung zu brandmarken. Es bestand darin, daß die Wohnsitze der angeheimmten Bevölkerung niedergebrannt, ihr Vieh fortgetrieben, sie selbst aber in die sogenannten „Zufluchtslager“ zusammengebracht wurde. Obwohl dieses bisher in der Geschichte zivilisierter Völker unerhörte Verfahren erst im ersten Viertel des vergangenen Jahres in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit zur Anwendung gebracht wurde, waren doch schon bis zum Beginn desselben Jahres nach amtlichen englischen Angaben 634 Baulichkeiten niedergebrannt worden. Die Höhe der jetzigen Zahl, die sich vorläufig jeder Schätzung entzieht, mag man danach annähernd ermaßen. In den Zufluchtslagern aber fanden sich im Sommer 1901 rund 105 000 Weiße und 32 000 Farbige, in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Die Sterblichkeit hier war überall sehr hoch, so daß sie nicht mit Unrecht „Ausrottungslager“ genannt worden sind.

Aber auch diese „Säuberung“ des Landes genügte immer noch nicht; die Burenjahren sprengten bald hier eine Eisenbahn, brachten bald dort einen Zug zur Entgleisung, überfielen kleinere englische Abteilungen, erbeuteten Waffen- und Munitionstransporte und verschwandten oder lösten sich in kleinere Trupps auf, sobald stärkere englische Abteilungen erschienen. So mußte Kitchener auf einen besseren Schutz der Eisenbahnen denken und versuchen, den beweglichen Gegner künstlich in seiner Bewegung zu beschränken. Dies sollte durch ein sogenanntes „Blockhaussystem“ geschehen. An den gesamten Eisenbahnlinien in den Freistaaten und im nördlichen Kaplande wurden in Abständen von 1 bis 3 Kilometer Blockhäuser aus doppeltem Wellblech mit Steinfüllung errichtet, die man mit Mauern und Stacheldrahtzäunen umgab und durch Schießscharten für eine Besatzung von zehn bis zwanzig Mann verteidigungsfähig machte. Auf besonders wichtigen Strecken wurden auch noch die einzelnen Blockhäuser mit einander durch Drähte mit Alarmvorrichtungen verbunden. Auf ähnliche Weise suchte man auch den Dransefluß zwischen der Kapkolonie und dem Freistaat gegen Überschreitungen durch die Buren zu sichern. Ja man hat sogar mitten in den Freistaaten durch Anlage solcher Linien die Bewegungsfreiheit der Burenkommandos zu hindern gesucht.

Auch dieses Mittel bewährte sich nicht. Die Buren drangen zwischen den Linien hindurch, gingen über den Dransefluß zu wiederholten Malen hin und her, eroberten auch einzelne Blockhäuser, zerstörten die Bahnlinien nach wie vor, so daß die großen Anstrengungen, die die Verteidigung der Blockhäuser den kleinen, isolierten, stets Angriffen ausgesetzten Besatzungen derselben auferlegten, sich im wesentlichen als verfehlt erwiesen.

Neben den Unternehmungen gegen die Eisenbahnen ging der Versuch der Buren, die Kapkolonie zum Aufstand zu bringen, einher. Zur Zeit unserer letzten Betrachtung im Daheim im Februar hatte dieser Versuch eben begonnen, und wir konnten damals nur sagen, daß der Erfolg natürlich von dem Umfang der Beteiligung der Kapburen in erster Linie abhänge. Bald darauf brachte eine große englische Zeitung die Nachricht ihres Berichterstatters aus Südafrika, daß es sich bei jenem ersten Einbruch für die Buren nur darum gehandelt habe, gewissermaßen zu sondieren, in wie weit auf den Bestand der Kapburen, auf Vorräte an Waffen und Verpflegung und auf Pferde zu rechnen sei. Der eigentliche Aufstand sei einer späteren Zeit vorbehalten. Damals war man zunächst nicht geneigt, dieser Nachricht Glauben zu schenken, aber die weiteren Ereignisse sprachen für die Richtigkeit, denn der damalige Einbruch, der fast bis ans Meer ging, stutete bald wieder zurück, und zwar, wie man jetzt glauben darf, weniger unter dem Zwange der englischen Waffen als aus freiem Entschluß. Im Juli begannen dann die Buren aufs neue die Kapkolonie zu überschweben, wobei sie die erwähnte Absperrungslinie am Dransefluß nicht zu hindern vermochte. Es

mögen im ganzen immerhin 2500 Buren seit Juli in verschiedenen größeren und kleineren Kommandos eingedrungen sein. Als Führer haben sich hier besonders Krüxinger, Scheepers, Lotter einen Namen gemacht. Der letztere ist bekanntlich von den Engländern gefangen und als Kapburen, trotz seines Protestes, daß er Freistaat-Angehöriger sei, am 12. Oktober mit zwei seiner Leutnants hingerichtet worden. Es ist nun den Buren gelungen, große Teile des nördlichen Kaplandes zum offenen Aufstande zu veranlassen und sich bis jetzt dort zu behaupten. Die zahlreichen Scharmützel haben mit wechselndem Erfolge stattgefunden, der auf englischer Seite hier befehligende bekannte General French hat einen schweren Stand gehabt, und die Buren haben sich größere Vorräte an Verpflegungsmitteln, Pferden, Waffen und Munition zu erkämpfen oder sonst zu verschaffen vermocht. Man kann annehmen, daß sich ihnen gegen 8000 Kapburen angeschlossen haben. Die Engländer haben auch hier durch harte Gegenmaßregeln nicht den gewünschten Erfolg erreicht. Zahlreiche Hinrichtungen durch den Strang, unter erzwungener Gegenwart der Bevölkerung, und Verhängung von Massenstrafen haben große Erbitterung hervorgerufen, so daß es hier den Anschein gewinnt, als ob der Aufstand im Wachen begriffen ist. Allerdings sind die Kapburen augenblicklich noch nicht in gleichem Maße entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, denn vorläufig zeigen sich noch ähnliche Erscheinungen wie bei den Buren zu Beginn des Krieges, indem die Teilnehmer, wenn sie genug gekämpft zu haben glauben, sich selbst auf einige Zeit nach Hause beurlauben, um nach ihrer vielleicht noch nicht zerstörten Wirtschaft zu sehen.

Was nun die Vorgänge in den beiden Freistaaten seit Beginn des vergangenen Jahres betrifft, so haben sie durch die vielbesprochene Proklamation Kitcheners vom 7. August 1901 eine wesentliche Verschärfung erfahren. Danach werden alle Anführer „bewaffneter Banden“ und alle Regierungsmitglieder beider Freistaaten, die sich nicht bis zum 15. September ergeben haben, für immer aus Südafrika verbannt. Die Unterhaltungskosten für die Familien derjenigen Bürger, die sich nicht bis zu demselben Tage ergeben haben, fallen diesen Bürgern zur Last, und dafür haftet ihr gesamtes Eigentum. Das heißt mit anderen Worten, das Eigentum aller Bürger, die noch kämpfen — und das sind fast alle noch vorhandenen — wird einfach eingezogen, um die in die bekannten Unterkunfts-lager abgeführten Familien damit zu unterhalten. Völkerrechtlich steht dies Verfahren mit allen jetzt üblichen Gebräuchen in Widerspruch, denn die Buren, die von den Engländern ursprünglich als bewaffnete Macht anerkannt sind, können diese Eigenschaft dadurch nicht verlieren, daß ein großer Teil ihres Gebietes von ihren Gegnern besetzt ist und daß englischerseits einfach das Aufhören der Freistaaten als selbständige Staatswesen ausgesprochen ist. Ein Friede ist nicht geschlossen worden, und ob die Buren es für zweckmäßiger halten, in kleinen Abteilungen statt in größeren Truppenkörpern zu kämpfen, ist für ihre Eigenschaft als Soldaten gleichgültig. Jeder Vergleich mit den französischen Franciscours von 1870 ist daher auch unzutreffend. Ebenso widerspricht die Einziehung des Vermögens den Abmachungen der Haager Friedenskonferenz über die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Landkriege.

Alle diese Umstände haben natürlich nur dazu beigetragen, die Erbitterung auch bei den noch kämpfenden Buren aufs äußerste zu steigern, und es würde nicht wunder nehmen, wenn ihre bisher humane Kriegsführung infolgedessen zu Vergeltungsmaßregeln kommen sollte. Inzwischen sind denn auch die Kämpfe hier ununterbrochen weiter gegangen. Am schärfsten und ausdauerndsten wird schon seit Monaten im Osten und Südosten Transvaals gekämpft, wo die Buren in dem Raum zwischen der von Pretoria nach der Delagoa-Bai und von Johannesburg nach Durban führenden Bahn unter dem kühnen und unternehmenden Botha stehen. Hier versuchte im Frühjahr v. J. General French vergeblich diese Scharen einzuschließen, hier hat Botha im Oktober die großen Erfolge in der Gegend von Ermelo errungen. Nicht nur ist das Gelände hier besonders für den kleinen Krieg geeignet, es können auch am leichtesten von hier die erwähnten beiden Bahnlinien erreicht werden, und es sind denn auch fast ununterbrochen kleinere oder größere Zerstörungen dort vorgekommen.

Im Dransefreistaat befehligt, wie es heißt, De Wet, der auch die Operationen in der Kapkolonie leiten soll. Verhältnismäßig ist es hier im Freistaat am stillsten gewesen, während im Herzen von Transvaal der unternehmende Delarey von den westlich von Pretoria gelegenen Magaliesbergen nach wie vor die Gegend von Pretoria und die dortigen Bahnlinien beunruhigt und in Atem hält.

Wenn nun auch die Engländer in den letzten Wochen wieder einige Erfolge errungen haben, so ist doch ein Nachlassen des Kampfes noch kaum zu spüren, obwohl etwa 4000 Buren ihr Leben gelassen haben, 20 000 in Ceylon und St. Helena in Gefangenschaft sitzen und über 100 000 Angehörige in den Zufluchtslagern gefesselt gehalten werden. Und die Engländer! Fast 6600 sind gefallen und an Wunden, 11 000 an Krankheiten und Unfällen gestorben, rund 60 000 sind als dienstunfähig nach Hause gesandt, etwa 15 000 sind noch in Afrika verwundet oder krank. Wieder machen die Engländer neue Anstrengungen, ihre Armee zu verstärken, aber ein Ende des traurigen Krieges ist vorläufig noch nicht abzusehen, da die Buren in der That entschlossen scheinen, bis zum letzten Mann zu kämpfen! Auch auf die Friedensvermittlung der Niederländischen Regierung, von der augenblicklich die Rede ist, wird man leider kaum ein großes Vertrauen setzen können. W. v. Bremen.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Hermann Kaulbach, der unermüdetlich aus heiterem Sinne schaffende Maler fröhlicher Kinderjahren, bietet uns in unserem ersten Bilde ein neues lebenswürdiges Geschichtchen aus der Welt der Kleinen dar. Im Keller eines kinderreichen Hauses ist's nicht geheuer. Eine Maus hat der Speisekammer mehrfach schlimme Besuche abgestattet. Sie haust unter der Stiege, die in den Keller führt. Nun gilt's, der kleinen Gaunerin aufzulauern. Mit allerhand Dingen soll dem armen Graupelz der Garanz gemacht werden, wenn er aus dem Loch hervorkommt. Die hübsche Gruppe atmet Humor und zeigt uns im einzelnen prächtige kleine Gesellen, die mit Liebe beobachtet und mit feiner Kunst wiedergegeben sind.

Der alte Schwarzwälder auf Seite 19 mit dem schön geschnittenen Profil unter dem gemüthlichen Sammetkappchen sagt uns von neuem, welch ein hervorragender Zeichner Fritz Reiß ist und mit welcher Vollendung er den Stift zu führen versteht.

Zum Schluß wieder ein echter Kröner! Winterabend im verzeichneten Teutoburger Wald! Ein Rudel Wildschweine treibt sich auf der schmalen Lichtung im Gestrüpp des Unterholzes, nach Nahrung suchend, grunzend und schauend umher. Die Landschaft ist wieder mit der ganzen Meisterschaft des bedeutenden Malers behandelt!

Unsere Kunstbeilage gehört zu dem Aufsatz über die „Syrinische Kapelle“ von W. Genzel.

Vivatücher

auf den Hubertusburger Frieden.

Die Kenntnis zweier weiteren Tücher mit Darstellungen, welche sich auf den Hubertusburger Frieden beziehen (vgl. Sammler-Daheim 1900/1 Nr. 44), ist uns durch die Güte von Daheimfreunden vermittelt worden. Das eine derselben, im Besitz von Fräulein J. Wenß in Stettin, gibt die nebenstehende Abbildung wieder. Das Mittelfeld zeigt Schloß Hubertusburg, darüber die hauptsächlichsten, den Frieden schließenden Parteien: Maria Theresia, König Friedrich II. und den Kurfürsten von Sachsen Friedrich August II. Die drei Passanten reichen sich über einen Tisch hin, auf welchem das Friedensdokument liegt — gekennzeichnet durch: FRIEDE v(on) H. B. (Hubertusburg) — die Hände, vom Tische herab hängt eine Decke mit den Ablern von Österreich, Preußen und — merkwürdigerweise — von Polen (Friedrich August II. war nebenbei König von Polen). Die Kante des Tuches gibt in sich wiederholenden Darstellungen die Legende vom heiligen Hubertus. — Das zweite Tuch, ein wahres Vivatücher, ist Eigentum des Herrn Amtsrichter Huth in Scheibenberg. Das Schloß Hubertusburg im Mittelfelde ist genau wie auf der Verzeichnischen Medaille wiedergegeben. Darüber stößt der Friedensengel in die Bosaune: „Nuncia

Pacis. In Hubertsburg | den Frieden | Geschlossen | den 15 Februar. Gefeiert den 21 Martius Anno 1763.“ In den vier Ecken die Germania mit Szepter und Friedenspalme „Germania Pacata!“ — Beide Tücher sind aus weißleiner Kette und rotseidenem Einschuß gewebt.

Vielleicht durchstöbern jetzt die das Daheim schätzenden Hausfrauen ihre Leinwandkränke nach alten Taschentüchern mit aufgedruckten Bildern. Viel Interessantes aus der Zeit von 1790 bis 1871 könnte da zu Tage kommen. MK

Die erste Münz- und Kuriositäten-Versteigerung in Altona.

Altona hat jetzt ein würdiges Museum erhalten, das Interesse vieler Einwohner wird sich antiquarischen Dingen zuwenden, und da Vorbilder ziehen, wird sich wahrscheinlich in kurzer Zeit eine Zahl begeisterter Privatmaler finden, die diese oder jene Spezialität mit

vorhanden, unter diesen aber, nach heutigen Begriffen, eine ganze Zahl von Seltenheiten. So, Schleswig-Holstein berührend, z. B. die Medaille auf die Verbrennung der Stadt Altona durch Steinbock und die Niederlage Steinbocks am 20. Mai 1713, der Portugäler des Christian Rangau vom Jahre 1657, ein Rangau-Thaler von demselben Jahre, ein Dukaten Detlef Rangaus vom Jahre 1689 und die Medaille mit Johannes Rangau auf der Hauptseite und seiner Gattin Anna Wählstorp auf der Rückseite u. s. w.

Eine Hauptseltenheit befand sich unter den „Curiositäten“, nämlich ein Original des „Speculum Astrologiae ab Henrico Rantzovio Johannis filio, Vicario Regio ordinatum anno Domini 1574, anno aetatis 49“, sauber und deutlich auf einer großen kupfernen Platte eingegraben, darunter die Verse:

„Sunt mihi cum Regum tum publica commoda curae,
Nec tamen Aonidum munera grata minus.“
M. Rirmis.

Notizen.

Über eine merkwürdige Schuhborrichtung, die ein südamerikanischer Webervogel, der Baha, an seinem Neste anbringt, wird neuerdings berichtet. Bekanntlich strahlen eine Zahl tropischer Insekten — besonders bekannt ist der Laternenträger, ein Schnabelkerf — recht intensives Licht aus. Solche Insekten benutzen z. B. die mexikanischen Schönen zum Garnieren ihrer Ballkleider; in Südamerika gebrauchen die Indianer den „Cneujo“ als Laterne, sie befestigen ihn an der großen Zehe, und er verbreitet genügend Licht, um den Pfad zu erleuchten und um Schlangen von den nackten Füßen entfernt zu halten; die ersten Missionare, welche die Antillen besuchten, benutzten, als bei ihnen das Öl ausgegangen war, einen Leuchtkäfer, um bei seinem Licht die Frühlingsseide zu färbeln u. s. w. Neu aber ist, daß der Baha sein Nest mit Leuchtkäfern umgibt, deren Licht des Nachts die grimmigsten Feinde der Vogelbruten, die Schlangen, fernhalten soll. Man bemerkt an dem mit größter Kunst geflochtenen Neste der Baha, das meist an einem Palmbaume, mitunter auch an dem Dache einer menschlichen Wohnung befestigt ist, stets kleine, durch Eintrocknen hart gewordene Thonklümpchen, und hat beobachtet, daß die Vögel in den frischen Thon lebende Giftwürmer befestigen, die des Nachts durch ihr Licht ein wirksames Verteidigungsmittel gegen Schlangenbesuch bilden.

Grüne Haare findet man im Tierreich höchst selten; eigentlich ist es nur das Faultier, das in den äquatorialen Haaren seines Kessels eine mehr oder weniger ausgebrochen grüne Färbung zeigt. Dies geht so weit, daß es thätiglich fast unmöglich ist, ein Faultier zu erkennen, wenn es in seiner gewöhnlichen Stellung am Baume hängt. Die langen Haare gleichen dann täuschend den graugrünen Früchten, mit denen die Pflanze bedeckt sind. Die grünen Haare bieten also ein geradezu musterhaftes Beispiel von Mimikry. Aber woher kommt diese grüne Farbe der Haare? Eine genaue Untersuchung durch das Mikroskop hat die Frage gelöst. In der äußeren Scheide der Haare befindet sich nämlich immer eine sehr große Anzahl von Quersparteln, in denen sich eine Pflanze von höchst einfachem Bau, eine Art Alge, ansiedelt. Diese Pflänzchen, die mit bloßem Auge einzeln überhaupt nicht sichtbar wären, verleihen den Haaren des Faultieres durch ihre große Zahl jene allgemeine grüne Färbung. Dies Beispiel für das Wachstum von Pflanzen auf einem Säugetierkörper steht einzig da.

Neue Stoffwerk-Bilder. Für Album IV liegen eine Zahl neuer prächtiger Serien vor, nämlich in dem bekannten vorzüglichen Dreifarbenruck der Württembergischen Druckerei ausgeführt. 145. Stimmungsbilder von Otto Dverbeck. 146. Das Gewitter von Einar Zwintischer. 146. Aus Stadt und Land, Zeit von I. Neß. 150. Sonnenbilder, ganz prächtig in Plafomanier ausgeführt. 152. Vom Gerackes. 155. Sätze Märchenräume. 156. Allerhand Kunststücke. 161. Die beiden Clowns. 169. Mensch und Pferd. 178. Aus der Vogelwelt. 180. Sportbilder. 185. Aus der römischen Campagna. 186. Landwirtschaft. 187. Affenscheide. 191. Norddeutsche Städte. 195. Die kaiserlichen Prinzen.



Vivatücher auf den Hubertusburger Frieden.

mehr oder weniger Glück und Nutzen pflügen werden. Die vornehme Neigung zum Auffuchen von Münzen, von Kunstgegenständen und Seltenheiten aller Art wird aber keine neue Erscheinung für Altona sein, — der junge, unglaublich reich bedeutend gewordene Ort umfachte schon im Anfange des XVIII. Jahrhunderts verhältnismäßig mehr „Amateure“, als das benachbarte Hamburg. Der Grund mochte in dem starken Zugung geistig beweglichen, fremden Elementen liegen. Interessant ist es, das (auscheinend erste Auftrugs-) Verzeichniß einiger | sowohl Antiquen als Modernen Münzen und Medaillen, Welche am 18. Mai, Anno 1722 in h. n. Hinrich Adrian Dreßl Behausung in der langen Straße in Altona Durch öffentliche Auction verkauft werden sollen“, zu durchblättern. — Das Verzeichniß ist „bey Bernhard Simon Dreher | Königl. priv. Buchdrucker gedruckt“, es enthält 830 Nummern an Münzen, einen Münzschrank und eine Zahl sonstiger Curiositäten und Antiquitäten, unter „Curiosa“ zusammengefaßt. — Die Verteilung der Geyräge, durchaus nicht der heutigen Art entsprechend, ist: „Ecclesiastica. Portugallia, Hispania, Gallia, Britannia, Dania, Holsat. et Slesvic. Duc., Suecia, Russia, Prussia, Polonia, Hungaria, Imperium Romano Germanicum, Belgium foederatum, Italia, Dominum Venetum, Numismata Antiqua Romana, Sicilia, Graecia, Asia, Africa, America“; wir haben es also mit einer sogenannten unversehrtens Münzsammlung zu thun; nur etwa 1000 Stück sind

Hausmusik.

Therese Behr.

Unter den zahllosen Kunstjüngern, die in den letzten Jahren an das Licht der Öffentlichkeit sich drängten, war nur wenigen ein Platz an der Sonne beschieden. Die tieferen Talente, die nicht mit einem Male sich ausgeben, die dauernd fesseln, weil sie zukunftschwer sind, weil sie reiche Ernten versprechen und ferne Ufer ahnen lassen, werden auf dem Jahrmarkt der Kunst und des Lebens immer selten bleiben. Zu ihnen gehört ohne Zweifel Therese Behr, eine junge Künstlerin, die sofort mit ihren ersten Gaben höhere Ziele ahnen und das Eine erkennen ließ, daß in ihre feine und graziose Kunst eine reiche Seele hineinklingt. Der goldige Glanz eines tiefgelben Seidenstoffes, dazu die Weichheit, das gedämpfte Licht und das geheimnisvolle Dunkel eines kostbaren Sammet liegt auf ihrem Organ. Mit den ersten Tönen, die diese Sängerin anschlägt, weiß man es, daß sie eine von den Auserlesenen ist. In ihrer Stimme verbindet sich angeborener Reiz mit vorzüglicher Schule. Das Material, ein ausgeglichener, ziemlich hell gefärbter Mezzosopran von ungewöhnlichem Ausdrucksvermögen, ist vielleicht nicht einmal groß, sicher nicht überwältigend. Aber diese Mittel wachsen mit der Kunst der Sängerin, deren ausschlaggebende Vorzüge eine bewunderungswürdige Ökonomie in der Verwendung des Stimmkapitals, sorgfältigste künstlerische Arbeit nach der Seite des Ausdrucks hin und einen Vortrag umfassen, der von einem reichen Innenleben seine Impulse empfängt. In ihrer Kunst breiten sich die weichsten Vibrationen der Empfindung aus. Fräulein Behr genießt den Ruf, eine der feinstimmigsten Liedersängerinnen unserer Zeit zu sein. Sie singt in der That die alten Meister, Händel, Salvatore Rosa und Beethoven, die Romantiker Schubert und Schumann, Brahms und Cornelius und endlich die modernen Lyriker mit jenem sicheren Stilgefühl, das sich der Eigenart jeder Schöpfung auf das geschmeidigste anpaßt. Und in diesem freien und bestimmten Stil offenbart sich eine selbständige, künstlerische Persönlichkeit: das ist der Punkt, in dem die Künstlerin so viele ihrer nicht minder stimmbegabten Rivalinnen schlägt. Sie kopiert nicht, sie empfindet, sie hat ihre eigene Auffassung, ihre Persönlichkeit, und in dieser wurzelt das Überzeugende aller großen Talente. Auch sie geht schaffend zu Werke, sie bringt Neues, Überraschendes in uralten Gesängen zu Tage: aber man glaubt ihr, da Natürlichkeit und Wahrheit ihre stets siegreichen Bundesgenossen sind. Die ungemein sympathische Künstlerin steht noch am Eingang ihrer Bahn: sie ist noch so jung und schon so reif. Geboren am 14. September 1876 zu Stuttgart, sorgfältig erzogen, wurde das Talent des jungen Mädchens von vortrefflichen Lehrern, von Julius Stockhausen in Frankfurt a. M. und Ottilia Gerber in Berlin, gebildet. Auch ein Aufenthalt am Konservatorium in Köln fällt in ihre Lehrjahre. Die Lieberabende, die Therese Behr in allen größeren Städten Deutschlands und auch in Holland und Belgien gibt, haben schnell die allgemeine Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf sie gelenkt und den jungen Ruhm ihres Namens fest begründet. Ein Name, voll von Hoffnungen!

Kein Gehör.

„Warum lassen Sie Ihr Töchterchen nicht Klavier spielen?“

„Das Kind hat leider kein Gehör.“

„Wie schade!“ — Damit ist die in Gegenwart des Kindes geführte Unterhaltung über dies Thema beendet.

Und doch gibt es nur wenige ganz hoffnungslose Fälle. Von einem, der ausichtslos schien, will ich zu Aus und Frommen mancher Eltern hier berichten. Mein Töchterchen konnte im Gegensatz zu allen ihren Geschwistern mit sechs Jahren kein Lied singen, außer dem unzählige Male im Familienkreise erklingenden: „Ihr Kinderlein, kommet.“ — Auch dies nur im Chor und nicht ohne Fehler in der dritten und namentlich in der vierten Verszeile. Zum Glück fügte es sich, daß sie in eine gesanglich außerordentlich begabte Klasse und unter meine Leitung kam. Gerade ich konnte ohne Nachteil für die Klasse das überaus ängstliche Kind am ersten fördern, da ich mich gleichzeitig und nach gleichem Plane zu Hause mit ihr beschäftigte.

Das wichtigste Mittel zur Erreichung meines Ziels, der Entwicklung dieses geringen Gehörs, war die öfter wiederholte Versicherung: „Du lernst es!“ und die Le-

berelben Klasse sang beispielsweise anfangs stets, später noch häufig etwa eine Terz bis Quarte zu tief, ohne es zu hören. Ich half ihr durch den Ruf: „Höher singen!“ die Tonlage treffen. Jetzt singt sie im Chor ziemlich richtig, leistet aber allein fast nichts. Es scheint mir nicht überflüssig hervorzuheben, daß die Gesamtleistung einer Klasse im Gesang durch solche Rücksichtnahme auf die nicht normal Befähigten, die ja sehr wenig Zeit erfordert, nie herabgedrückt worden ist. Insbesondere war bei der in Rede stehenden Klasse selbst in der fünften Vormittagsstunde die Reinheit der Intonation noch musterhaftig.

Einen nicht geringen Teil der negativen Erfolge setze ich auf Rechnung des Umstandes, daß solche Kinder häufig von zu Hause die Meinung mitbringen, sie haben kein Gehör. Meine Versicherung, daß es mit der Zeit besser werde, wirkte deshalb nicht mit der autoritativen Macht wie bei meinen eigenen Kinder. Ja, es ist mir vorgekommen, daß ein Mädchen mit einem gewissen Stolz sagte, es könne nicht singen, es habe kein Gehör. War das doch so oft in ihrer Gegenwart als etwas Besonderes von ihr erzählt worden! In solchen Fällen fehlt natürlich der wirklich kühnende Eifer, mit dem meine kleine der edlen Sangeskunst stets oblag.

Jetzt spielt mein Töchterchen seit einem Jahr Klavier mit ganz hübschem Erfolg, und der günstige Einfluß davon auf die Entwicklung des Gehörs ist in der Gesangsstunde unverkennbar. Während ihre ungleich begabteren Brüder nur gezwungen üben, bereitet sie das Klavierspiel mit derselben Sorgfalt wie ihre übrige Arbeit. Gewiß wird sie es zur Meisterschaft auf dem Klavier nicht bringen, aber soviel ist schon zu erkennen, daß sie etwas Nützliches lernen wird. Sicherlich wird sie mir's einit danken, daß sie mit Geschwistern und Freunden sich auch an der Ausübung der edlen Kunst erfreuen kann. Ein mir näher bekannter, tüchtiger Klavierspieler und Gesanglehrer erzählte, daß er während des größeren Teils seiner Schulzeit als musikalisch unfähig gegolten habe.

Auf Grund solcher Beobachtungen und Erfahrungen möchte ich dringend raten, auch nach der Seite der musikalischen Befähigung stiefmütterlich bedachte Kinder fleißig — zunächst mit anderen — singen zu lassen, sie namentlich nicht durch Urteile über ihr Gehör zu entmutigen und sie auch, wenn irgend möglich, ein Instrument spielen zu lassen. Für manches unter ihnen ist selbst ein Streichinstrument späterhin möglich. Das Gehör bildet sich, wie ich öfters beobachtet habe, daran weiter. Nur gehört dazu mehr Geduld von Seiten des Lehrers, des Schülers und der Umgebung. Eins aber ist, wie bei der Mehrzahl der normal Beanlagten, so auch hier nötig: Konsequenz bei Eltern und Erziehern. Die von dem Lehrer vorgeschriebene Übungszeit muß, nötigenfalls mit Strenge, erzwungen werden. Halten wir zu allem Guten und Nützlichen die Kinder mit Zwang, nötigenfalls mit Strenge an, warum nicht hier? Sind erst die für jeden langweiligen Anfänge überwunden, dann kommt schon die Freude an der Sache, und in reiferen Jahren werden die Kinder uns auch für diese Arbeit an ihnen danken, die es ihnen ermöglicht, ihren Musikstunde einen edlen Inhalt zu geben und andere durch musikalische Darbietungen zu erfreuen. 3. 6.

Bücherchau.

Oskar Wie, „Das Klavier und seine Meister.“ Mit zahlreichen Porträts, Illustrationen und Facsimiles. Zweite Auflage. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, N.-G., 1901.

Oskar Wie's „Das Klavier und seine Meister“ liegt nunmehr in zweiter Ausgabe vor. Diese so ganz aparte musikliterarische Erscheinung, die sich ursprünglich (der Verfasser bekennt es im „Nachwort“) an eine schwächliche geistige Gemeinde wandte, hat binnen kurzem die Kaufkraft eines vielföpfigen Publikums wahrgenommen — überraschend genug; denn seit Schumanns Tagen ward nicht leicht Intimeres, gleichsam Unöffentlicheres über unsere Kunst geschrieben als dieses entzündend unphilologische „Liebhaberbuch“, in dem der Lebensraum eines Stillen, Feinen, von aller Schulmeinung Unabhängigen Wirklichkeit wird. Die gesamte Kritik hat dies Werk als ein Meisterstück musikschriftstellerischer Darstellung nach Gebühr gewertet; die Abschnitte über „Altfranzösische Tanzstücke“, über „Die Galanten“ und „Die Romantischen“ insbesondere sind farbiger und lebensvoller kaum zu erdenken, und wo man anders die



Therese Behr.

Nach einer Aufnahme von van Bosch in Frankfurt a.M.

tonung jedes kleinen Fortschritts, das zweite die Fernhaltung eines Mißerfolgs mit seiner lähmenden Wirkung. Deshalb ließ ich sie anfangs, bis ihr die Kräfte gewachsen waren, in der Klasse nur vorlesen, wenn ich des Erfolges sicher war und auch dann stets mit Begleitung der Geige oder des Klaviers, wobei sich die Geige als beste Unterstützung erwies. Durch diese beiden Hilfen wurde der Erfolg jahrelanger, fleißiger und planmäßiger Übung in Schule und Haus gesichert. In den ersten Jahren lernte das Kind im Chor richtig mitzusingen. Einzelne leicht anzufassende Melodien sang es mehr eifrig als richtig nach.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete es, als die kleine im vierten Schuljahre zuerst einfache Treffübungen (1-5, 5-1, 1-3, 3-1, 1-3-5), dann mit nur stellenweiser Unterstützung auch alle in der Klasse gejungeren Kinder allmählich nachsingen lernte. Im fünften Schuljahre konnte sie leichte Treffübungen bereits nach Ziffern singen, und auch das Behalten von Melodien machte ihr kaum noch mehr Mühe als der Mehrzahl ihrer Mitschülerinnen. Jetzt, im sechsten Jahre, steht sie dem Durchschnitt ihrer Klasse durchaus gleich.

Manche ähnliche Erfolge habe ich wohl schon gehabt, einen so vollen nie, wohl aber ganze Mißerfolge unter scheinbar gleichen Bedingungen. Eine Schülerin

Geschmacksrichtung des Autors nicht teilen kann — wie etwa gelegentlich der Charakteristiken Händels und Mendelssohns —, dort muß man doch die unbergleichen Delikatessen bewundern, mit der er polemisiert, wie denn überhaupt jeder, der Sinn und Empfänglichkeit für künstlerische Dinge besitzt — eine recht undeutsche Eigenschaft nebenbei — über Bies Buch schon unfehlbar in Entzücken geraten wird: in dieser schwerlosen Prosa vollzieht sich wieder einmal jene seltene Versöhnung von Doktrin und Schwärmerei, wie sie nur auserwählte Musikempfinder erleben. Allein das stempelt Oskar Bies Werk zu einem Ereignis.

E. M.

Aus dem Tonleben.

Mozarts Partitur von „Figaros Hochzeit“. Die von Mozart eigenhändig geschriebene Partitur von der „Hochzeit des Figaro“, die seit langer Zeit im Besitze des Musikverlegers Fritz Simrock in Berlin war, ist, so schreibt Rudolph Genée in der „National-Ztg.“, durch Testament des Verstorbenen der Berliner königlichen Bibliothek zugefallen. Das Studium der Mozartschen Partituren ist immer von großem Interesse, besonders aber da, wo während des Niederschreibens Änderungen gemacht wurden. Dies kam bei Mozart, wie bekannt, nur selten vor, denn seine Musikhandschriften geben die Werke fast durchgehendes so fertig und klar, daß er in diesem Punkte von Beethoven sich sehr bedeutend unterscheidet. Es ist daher beim Studium der Mozartschen Handschriften für den Forscher immer besonders wertvoll, wenn er zuweilen an Stellen kommt, in denen der Meister während des Schreibens Ausstreichungen und Veränderungen gemacht hat. Solche enthält nun gerade die Partitur von Figaros Hochzeit mehrere, die von Wichtigkeit sind, indem sie uns einen Einblick in die Art seines Schaffens gewähren. Neben manchen anderen weniger bedeutenden Korrekturen enthält diese Partitur besonders eine Veränderung, die bei jedem Kenner Mozarts das höchste Interesse erregen muß. Die Änderung betrifft die allbekannte Duvertüre, dieses bei Mozart selbst unvergleichliche Tonwerk. Wir erleben nämlich aus der Partitur, daß Mozart ursprünglich im Sinne hatte, das durchgängige Presto dieser Duvertüre in der Mitte derselben durch einen Andante-Satz (D-moll) zu unterbrechen. Nachdem gegen die Mitte der Duvertüre das prägnante Thema in A-dur in der Folge, in dem wechselnden forte und piano bis zu den Wästelgängen der Wäffe sich steigert hat, wollte Mozart anfänglich von hier aus (im 132. Takt

der Duvertüre) durch drei Takte Afforde zu einem „Andante con moto“ übergehen, von dem er denn auch den ersten Takt (1/2 D-moll) geschrieben hatte, aber — nur diesen einen Takt; denn diesen sowohl wie die vorausgehenden drei Affordtakte strich er wieder aus und bezeichnete durch ein darübergeschriebenes „vi-de“ den Übergang zu den von den Violinen allein übernommenen Terzläufen, um dann auf das Anfangsthema zurückzukommen, das selbe fortzuführen und so in dem ununterbrochenen Presto der Duvertüre zu verbleiben. Man wird schon aus dieser Angabe erkennen, daß diese unvergleichliche Duvertüre durch die beabsichtigt gewesene Unterbrechung des Presto eine sehr bedeutende Veränderung ihres Charakters erfahren haben würde. Aber nicht dieser Umstand allein mag der Grund gewesen sein, daß Mozart das Vorhaben so schnell aufgab. Es wird ihn besonders das Bedenken dazu bewegen haben, daß er mit der Unterbrechung durch einen Mittelsatz die Form der Duvertüre zu seiner „Entföhrung“ wiederholt haben würde, bei der bekanntlich das Presto ebenfalls durch ein Andante (in C-moll) unterbrochen wird, und eine derartige Wiederholung derselben Form wollte er begrifflicherweise vermeiden. Je seltener bei Mozart solche Veränderungen in der Arbeit vorkommen, um so mehr werden sie zu näherer Betrachtung ansetzen. Eine so bedeutende Veränderung aber, wie diese in der Figaro-Duvertüre, steht bei ihm fast einzig da. Die so folbare Partitur des Figaro war nach Köchels Angaben zuerst im Besitze eines Schauspielers Schickelanz; von diesem kam sie im Jahre 1800 an die Konzertgesellschaft in Schneeberg und von dieser an einen dortigen Lehrer Müller, von welchem sie der Kantor Schurig in Aue erwarb, aus dessen Besitz sie auf seinen Sohn übergang, dessen Name „Volkmar Schurig in Dresden“ auch noch auf dem Umschlag des ersten Bandes geschrieben steht. Nach so vielem Wechsel des Besitzes ist es um so dankenswerter, daß der letzte Besitzer Fritz Simrock, dem von außerhals bereits außerordentliche Summen dafür geboten worden sind, das folbare Werk der Berliner königlichen Bibliothek vermacht hat, wo die Partitur nunmehr für alle Zeit ihren Platz behält. Um so erfreulicher ist dies, als seine Bibliothek so reich an Mozartschen handschriftlichen Werken ist, wie die Berliner. Die königliche Bibliothek besitzt nunmehr von den Mozartschen Autographen seiner Opern — außer neun Jugendwerken und zwei nur skizzierten Partituren nicht ausgeführter Opern — von seinen Hauptwerken: „Zdomeneo“, „Cosi fan tutte“, „Figaros Hochzeit“, „Die Zauberflöte“, und „Titus“. Von den in dieser Reihe fehlenden zwei Opern ist „Die Entföhrung aus dem Serail“ im Besitze des Geh. Kommerzienrat von Mendelssohn-Bartholdy in Berlin, während „Don Giovanni“ leider nach Paris gekommen ist. Die Partitur hatte ursprünglich zu der Wäffe der Mozarthandschriften gehört, die André in Offenbach nach dem Tode Mozarts der Witwe abkaufte. Bei einer Teilung des Andreschen Besitzes kam die Don Juan-Partitur an den Pianofortefabrikanten Streicher

in Wien, der sie bald danach der Söngerin Wardot-Garcia in Paris verkaufte. Da diese den Schatz bereits dem Pariser Conservatoire vermacht hat, ist für uns das Werk verloren, auch wenn wir das Pianosgäde der damals von der genannten Söngerin gezahlten Summe (3600 Mark!) dafür geben wollten.

Redaktionspost.

E. M. Ne-n. in Zecherin, Uebom, G. Boller in Leipzig, Gerda Sch. in Leipzig, Marie Su-m in Neuenrade: verbindlichsten Dank für gütige Auskunft.

Antwort. In Nr. 14 des 38. Jahrgangs ist in der Redaktionspost die Frage nach zwei Liedern aufgeworfen. Die beiden Fragenden meinen sicher das Duett: „Wir Schwestern zwei, wir Schöner“ von Brahms (Verlag Simrock). Der Schlussvers: „O Schwestern zwei, Ihr Schöner, jetzt hat sich das Märlein gewendet; ihr liebet einerlei Liebchen, jetzt hat das Viebel ein End.“ — Das zweite Lied: „Feinsliebchen, du sollst mir nicht barfuß gehn“ ist eins von den Volksliedern von Brahms, auch im Verlage von Simrock erschienen.

G. Bornmüller.

Freunde neuer Lieder und Gesänge mit Klavierbegleitung machen wir auf den kleinen, sehr praktisch eingerichteten Katalog des Verlags von E. W. Frisch in Leipzig, Salomonstr. 25, aufmerksam, der auf eine Fülle wertvoller moderner Lieder hinweist unter Angabe des Tonumfangs jeder Nummer und Auszüge aus Kritiken und Besprechungen enthält. Der Katalog ist gratis zu beziehen.

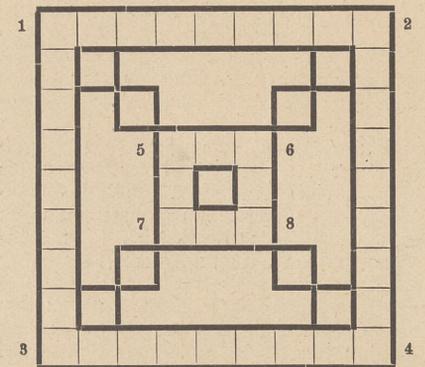
Musikdirektor S-t in Berlin. Ob England die Normalstimmung (a = 870 Schwingungen) einheitlich durchgeführt hat, dem lebhaften Wunsch seiner musikalischen Kreise entsprechend, ist uns nicht bekannt. Vor einigen Jahren war in England noch die alte hohe Stimmung im Gebrauch. Sie stammt aus dem Jahre 1821 und ist auf einen Akt persönlicher Willkür zurückzuführen: der Organist der Westminster-Abtei stimmte nämlich zur Hervordröngung schöner Tönwirkungen bei der Krönung Georgs IV. sein Instrument höher. Als allgemein gültige Stimmung wurde jene aber nicht angesehen, und es herrschte in England lange Zeit in dieser Hinsicht eine arge Verwirrung, indem besonders die Blechinstrumente nach dem „pitch“ der Westminster-Orgel gestimmt wurden. Um dem Umfug zu steuern, verordnete das Kriegsam, daß die Militärkapellen sich nach der Stimmung der Orgel der Pöhlharmonischen Gesellschaft richten sollten. Da diese jedoch besonders aus Rücksicht auf die übermächtig angefertigten Sönger den Uebergang zur seitländischen Grundstimmung beschloß, saßen sich andere musikalische Vereinigungen, die sich gleichfalls der Orgel in der Queenshall bedienen, gezwungen, ihrem Beispiel zu folgen, mit Ausnahme der Militärkapellen, die noch immer an der hohen Stimmung festhielten.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Füllrätsel.



8 a, 1 b, 3 d, 5 e, 2 f, 3 g, 1 h, 5 i, 4 l, 1 m, 1 n, 6 r, 1 s, 1 t, 6 u.

Die 48 leeren Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß die einzelnen Wörter bezeichnen: (i = j)

- 1-2. Einen berühmten Italiener;
- 1-3. ein Kap in Afrika;
- 2-4. einen Weinort am Rhein;
- 3-4. eine Stadt in Palästina;
- 1-5. eine Farbe;
- 2-6. ein Gebirge;
- 3-7. einen von zwölf Brüdern;
- 4-8. einen Vornamen;
- 5-6. ein russisches Gouvernement;
- 5-7. einen Schweizer Kanton;
- 6-8. einen türkischen Titel;
- 7-8. einen Vornamen. E. M.

3. Dreißilbige Charade.

Docht dich ein fränkischer See und mußt du dir Reisen verlagern, Rückwärts die erste nur lies und er erscheint dir gewiß. Stelle die letzten auch um und laß vor dem Eintritt dich warnen, Bittere Täuschung und Keu warteten deiner vielleicht; Wenn nicht gelöst von der Welt und all ihren Freuden und Leiden, Hoffnungslos, ruhig und matt schlägt dein vereinsamtes Herz. Möge doch lieber bei dir das Wort frohe Aufnahme finden, Wenn dein Bewußtsein dir sagt, daß du es würdig empfangst. Lasse zum Ganzen sich nun die Silben wie früher gestalten,

Daß einen Dichter du grüßt, heimisch in südlichem Land; Ob auch im Strome der Zeit Jahrhunderte rauschten vorüber, Seit seine Werke er schuf, sie und sein Ruhm leben fort. M. Sch., Cassel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 19.

- 1. Zusammengekrätsel.
 - 1. Güter brauchen Hüter.
 - 2. Ehre und Lohn machen getreue Diener.
 - 3. Wer fremdes Feuer schürt, dem verlöscht das eigene.
 - 4. Wer Arbeit liebt und sparsam zehrt, der sich in aller Welt ernährt.

2. Arithmetische Aufgabe. 1819 und 1901. Geburtsjahr resp. Todesjahr des Reichskanzlers Fürsten von Hohenlohe.

3. Streich- und Ergänzungsaufgabe.

Hauß, Mosel, Halle, Bilin, Nize, Erde, Lendau, Huhn, Rubens, Weide, Vogel, Ehre, Markt, Arad, Emma, Lampe, Harfe, Genua, Drama, Laura, Now, Gramm.

B	r	a	h	m	S
e					p
n					e
d					c
e					h
R	o	b	e	r	t

„Felix Dahn, Der Kampf um Rom.“

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unterlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: E. S. Pantenius und Hanns von Jockeltz. — Für die Redaktion verantwortlich: E. S. Pantenius in Berlin. Diese nur: An die Dageim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Dageim-Expedition (Wohlgarten- und Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der Dageim-Expedition (Wohlgarten- und Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.